

Didier Burkhalter, Madame Etoile, Recep Erdogan, AC/DC

DIE WELTWOCHEN

Nummer 19 – 12. Mai 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Datenleck
beim Bund:
Geheimagenten enttarnt**



Islamisierung

Der langsame Abschied des Westens



OYSTER PERPETUAL DAY-DATE



ROLEX



BUCHERER

1888

bucherer.com

Spricht man mit Leuten im Land, beschäftigt sie neben der Einwanderung immer wieder die Frage der Islamisierung der Schweiz und Europas. Wir beleuchten das Phänomen in unserem Titeldossier. Reporter Kurt Pelda zeigt in seiner



Die Islamisierung Europas: Historiker Karsh.

Recherche, wie der Schweizer Sozialstaat extremistische Elemente fördert. Auffällig viele Salafiten lassen sich via Sozialhilfe von den Steuergeldern der «Ungläubigen» aushalten, die sie bekämpfen. Alex Reichmuth zeichnet eine Landkarte des Einknickens und zeigt, wo Behörden radikalislamischen Forderungen schon nachgekommen sind. Der renommierte israelische Historiker Efraim Karsh sieht die Immigration von Muslimen nach Europa generell kritisch, wie er im Interview mit Pierre Heumann ausführte. Gesellschaftsredaktorin Claudia Schumacher beschreibt den Einfluss des Islam auf die westliche Kleidermode. **Seite 18–26**

Die *Weltwoche* präsentiert erstmals die vollständige Liste der Hilfswerke und anderer Organisationen, die vom jährlichen Milliardensegen der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) im schweizerischen Aussendepartement (EDA) profitieren. Didier Burkhalter Beamte wollten die Daten zuerst nicht herausrücken, doch die *Weltwoche* berief sich auf das Öffentlichkeitsprinzip. Die gut 1,6 Milliarden Franken verteilen sich auf mehr als 200 Empfänger im In- und Ausland. Darunter sind auch solche, die man kaum mit Entwicklungshilfe in Verbindung bringt: Schweizer Hochschulen und Forschungsinstitute erhalten genauso Millionen wie «Kompetenzzentren», die

Schüler und Bürger in eine bestimmte Richtung zu lenken versuchen, etwa in der Migrationspolitik. Philipp Gut hat sich durch das finanzielle Dickicht recherchiert. **Seite 34**

Der Fall sorgt für Nervenflattern in der Bundesverwaltung: Vor einer Woche gab das Verteidigungsdepartement (VBS) bekannt, dass die bundeseigene Waffenschmiede Ruag Ziel einer Cyberattacke war. Noch grösser war das Erstaunen, als bei gleicher Gelegenheit öffentlich wurde, dass die Systeme von Ruag und VBS eng miteinander verknüpft sind. Faktisch konnten über den Ruag-Server auch VBS-Daten abgesaugt werden. Nun zeigen Recherchen der *Weltwoche*, dass das Bundesamt für Informatik und Telekommunikation (BIT) während der Attacke hochgeheime Personendaten über V-Leute des Nachrichtendienstes und von Personen in Zeugenschutzprogrammen übermittelte. **Seite 38**

Was treibt pubertierende Mädchen heute um? Claudia Schumacher hat Schulmädchen zwischen dreizehn und achtzehn Jahren in Cafés,



Ringens um Follower, Likes, Herzchen.

am Bahnhof, im Opernhaus und am See angesprochen und ein paar von ihnen wiederholt zum Gespräch getroffen. Dabei wurde schnell klar: Mädchen wollen beliebt sein – wie immer. Doch etwas hat sich durchaus verändert: die Art und Weise, mit der sie diesem Ziel nachgehen. Instagram, Snapchat, Whatsapp, Facebook, Ask.fm: In den sozialen Netzwerken müssen sich Mädchen heute beweisen, wenn sie auf dem Schulhof bestehen wollen. Das Ringens um Follower, Likes und Herzchen ist zu einer Art Sport geworden. Da muss man unbedingt gut sein. Was nicht jede kann. **Seite 14**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags
Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch
Internet: www.weltwoche.ch
Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch
Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,
Hubert Mooser, Alex Reichmuth,
Markus Schär, Claudia Schumacher,
Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Mark van Huisseling
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Tom Kummer,
Christoph Landolt, Dirk Maxeiner,
Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,
Daniela Niederberger, Kurt Pelda,
Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Kurt W. Zimmermann
Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*),
Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)
Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*),
Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),
Viola Antunovits, Renate Brunner,
Nadia Ghidoli, Rita Kempster,
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)
Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),
Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)
Online-Vermarktung: Aextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Print Media Corporation, PMC,
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



TOYOTA

ALWAYS A
BETTER WAY

KUNDENVORTEIL CHF 4'550.- JETZT PROFITIEREN



DER TOYOTA AURIS TREND

IHRE VORTEILE BEIM SONDERMODELL TREND:

- **Vollausstattung:** Toyota Touch® mit Rückfahrkamera, Leichtmetallfelgen, automatische Klimaanlage, Sitzheizung für Fahrer und Beifahrer, Regen- und Dämmerungssensor, DAB+ und 7" grossem Bildschirm, Smart-Entry-/Startsystem
- **Beste Finanzierung:** 0,9%-Leasing
- **Umfangreichste Service-Leistung:** Toyota Free Service 6 Jahre oder 60'000 km**
- **Sensationelle Garantie:** Toyota Werks-Garantie 3 Jahre oder 100'000 km**

DEN TOYOTA AURIS GIBT'S BEREITS AB CHF 18'900.-*

TOYOTA.CH

WEITERE TOYOTA TREND MODELLE



AYGO TREND
Kundenvorteil CHF 2'590.-*



YARIS TREND
Kundenvorteil CHF 3'190.-*



AURIS TS TREND
Kundenvorteil CHF 4'550.-*



VERSO TREND
Kundenvorteil CHF 3'890.-*



AVENSIS TREND
Kundenvorteil CHF 5'000.-*

*Empf. Netto-Verkaufspreis, inkl. MwSt. Auris 1.33 Terra, 73 kW (99 PS), CHF 21'400.-, abzgl. Cash-Prämie von CHF 2'500.- = CHF 18'900.-, Ø Verbr. 5,5 l/100 km, CO₂ 128 g/km, En.-Eff. D. Auris Hybrid Trend 1,8 HSD, 100 kW (136 PS), CHF 30'990.- inkl. Mehrausstattungs-vorteil im Wert von CHF 1'400.-, inkl. Trend Plus-Paket von CHF 650.-, abzgl. Cash-Prämie von CHF 2'500.- = CHF 28'490.-, Ø Verbr. 3,9 l/100 km, Ø CO₂ 91 g/km, En.-Eff. A. Aygo Trend Kundenvorteil von CHF 2'590.- setzt sich wie folgt zusammen: Cash-Prämie von CHF 500.- plus Mehrausst. von CHF 1'700.- plus Trend Plus-Paket von CHF 390.-, Yaris Trend Kundenvorteil von CHF 3'190.- setzt sich wie folgt zusammen: Cash-Prämie von CHF 1'000.- plus Mehrausst. von CHF 1'400.- plus Trend Plus-Paket von CHF 790.-, Verso Trend Kundenvorteil von CHF 3'890.- setzt sich wie folgt zusammen: Cash-Prämie von CHF 2'000.- plus Mehrausst. von CHF 1'000.- plus Trend Plus-Paket von CHF 890.-, Avensis Trend Kundenvorteil von CHF 5'000.- setzt sich wie folgt zusammen: Cash-Prämie von CHF 2'000.- plus Mehrausst. von CHF 2'400.- plus Trend Plus-Paket von CHF 600.-, Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immat. Fahrzeugmodelle: 139 g/km. **Leasingkonditionen:** Eff. Jahreszins 0,90%, Vollkaskoversicherung obligatorisch, Kautions vom Finanzierungsbetrag 5% (mind. CHF 1'000.-), Laufzeit 24 Monate und 10'000 km/Jahr. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung führt. Die Verkaufsaktionen sind gültig für Vertragsabschlüsse mit Inverkehrsetzung vom 1. Mai 2016 bis 31. Mai 2016 oder bis auf Widerruf. Abbildung zeigt aufpreispflichtige Optionen. **Es gilt das zuerst Erreichte.

Polit-Schrott

Bundesrat Burkhalter auf EU-Kurs. Die Kampagne gegen die Bauern und Bundesrat Parmelin. Von Roger Köppel

Natürlich arbeitet Bundesrat Didier Burkhalter nach wie vor an einem schleichen- den EU-Beitritt der Schweiz. Der überaus zu- vorkommende und freundliche Neuenburger möchte mit Brüssel einen «Rahmenvertrag» abschliessen. Ziel dieses Abkommens ist eine vertiefte institutionelle Anbindung der Schweiz an die Europäische Union. Unser Land müsste dann in allen bilateralen Ver- tragsbeziehungen, also in unserer ganzen Migrations- und Wirtschaftspolitik, gegen- über der EU künftig automatisch EU-Recht übernehmen. Sollte es zu Konflikten kommen, so will es Burkhalter, müsste der Europäische Gerichtshof (EuGH), das oberste EU-Gericht, entscheiden. Bis zum Sommer soll die Eini- gung, die eine Unterwerfung ist, stehen. Das geht aus Äusserungen hervor, die Burkhalters Spitzendiplomat in fremden Diensten, Jacques de Watteville, gegenüber Parlama- taren machte.

Berechtigte Einwände, nach dem diese Re- gelung die Schweiz fremden Richtern un- terstellen würde, schmuzzelt der sympathische Aussenminister charmant weg. Die Unterstel- lung sei gar keine, führt er aus, denn das EU-Gericht dürfe gegenüber der Schweiz kei- ne Urteile, sondern lediglich Einschätzungen zur Rechtslage aussprechen. Was die Schweiz mit diesen Einschätzungen mache, bleibe ihr überlassen, ergänzt Burkhalter mit der Blauäugigkeit eines Gebrauchtwagenkäufers, der sich einredet, der ihm für einen übersetz- ten Preis angedrehte Schrotthaufen sei eine wertvolle Antiquität.

Die EU-Richter selber haben in öffentlichen Wortmeldungen verschiedentlich betont, dass Burkhalters Deutung falsch sei. Der EuGH werde sehr wohl verbindliche Urteile fällen und bei Nichtbeachtung Sanktionen, sprich: «Ausgleichsmassnahmen», treffen. Kurzum: Es ist fremdes Recht, es sind fremde Richter, und diese Richter werden von fremden Gerich- ten bezahlt. Ein Kollege drückte es kürzlich so aus: Burkhalters angestrebte Unterstellung der Schweiz unter den EuGH wäre das Gleiche, wie wenn der Schiedsrichter im Fussballerby zwischen dem FC Zürich und dem FC Basel nicht nur Basler, sondern gleich auch noch Angestellter des FC Basel wäre.

Nein, Burkhalter und seine Spitzendiploma- ten betreiben keinen Ausverkauf, sie verschen- ken die Schweiz an die EU. Ihr Plan ist einfach:



«Prügelknaben der Medienschweiz.»

Sie verflechten den Volksentscheid gegen die Masseneinwanderung mit dem EU-Rahmen- vertrag, um das Ganze als genialen Kompro- miss zur «Rettung des bilateralen Königswegs» zu verkaufen. Noch im Dezember 2013 ver- pflichtete sich Burkhalter gegenüber National- und Ständerat, in den Verhandlungen mit der EU keinesfalls automatische Rechtsübernahme und fremde Richter zuzulassen. Heute sind fremde Richter und automatische Rechtsüber- nahme die Grundpfeiler seiner Verhandlungs- strategie. So weit darf es nicht kommen. Der Schweiz geht es besser als den EU-Mitgliedstaa- ten, weil sie nicht Mitglied der EU ist. Burkhal- ters automatische Rechtsübernahme unter fremden Richtern ist das Gegenteil der Schweiz.

Man muss den liebenswürdigen Aussenminis- ter endlich stoppen.

In den Zeitungen ist eine Debatte entbrannt über die Frage, wann Bundesräte bei Sach- geschäften persönlich in den Ausstand treten müssen. Die Diskussion entzündete sich dar- an, dass sich SVP-Bundesrat Guy Parmelin für ein Gesetz starkmachte, das den Bauern auf Stufe Bund die gleich tiefe Besteuerung beim Verkauf von Bauland bringen wird wie priva- ten Baulandverkäufern. Die entsprechende Rechtspraxis gab es schon zwischen 1993 und 2011, ehe das Bundesgericht durch einen viel- kritisierten Entscheid den Bauern massiv hö- here Steuern aufbrummte. Das Gesetz wurde vom Nationalrat in der letzten Session verab- schiedet, die bundesrichterlich verfügte Un- gleichbehandlung wieder aufgehoben. Es geht hier also nicht um eine steuerliche Bevortei- lung, sondern um die Abschaffung einer seit 2011 wirksamen Benachteiligung der Bauern, die beim Verkauf von Immobilien im Unter- schied zu früher auf einmal konfiskatorisch hohe Gewinnsteuersätze von über 60 Prozent zu gewärtigen hatten.

Richtigerweise engagierte sich Bundesrat Parmelin gegen diese unsinnige Diskriminie- rung. Weil er vor seiner Wahl in den Bundesrat selber Bauer war und weil seine Familie allen- falls von der Wiederherstellung der alten Rechtslage profitieren könnte, wollen ihm linke Journalisten nun daraus einen Strick drehen. Das schrille Anti-SVP-Kampfblatt *Blick* führt die Kampagne, aber auch die schein- liberale NZZ heizt tüchtig mit ein. Sie ist ideo- logisch gegen alles, was den Bauern nützen könnte. Parmelin machte den Fehler, dass er kleinlaut vor die Medien trat, was ihm diese umgehend als Schuldeingeständnis auslegten. Zu Unrecht: Das neue Gesetz ist vernünftig, und Parmelin setzte sich zu Recht gegen die steuerliche Benachteiligung der Bauern ein.

Dass Parmelins Familie, die ebenfalls bauert, wahrscheinlich profitieren könnte, wäre nur dann ein Problem, wenn sie die einzige Bauern- familie der Schweiz wäre. Es ist Bundesräten al- lerdings zum Glück noch nicht verboten, steu- erliche Benachteiligungen ganzer Branchen zu bekämpfen. Die von *Blick* bis NZZ angelegten Massstäbe sind ultralinks. Aus dieser Sicht ist es ein Verbrechen, wenn zum Beispiel Unterneh- mer in die Politik gehen, um sich für eine unter- nehmerfreundliche Politik mit tiefen Steuern und weniger Regulierung einzusetzen. Der von der SP ferngesteuerte *Blick* findet logischerwei- se jede Steuererhöhung richtig, mit der die Lin- ken ihre arbeitsscheuen und staats- bezie- hungsweise sozialstaatsabhängigen Wähler durchfüttern. Es ist schon erstaunlich, wie dumm argumentiert werden darf, wenn es gegen die SVP oder gegen die Bauern geht, die beiden nach wie vor beliebtesten Prügelkna- ben der Medienschweiz.

Wir machen
Ihren Venen
Beine.

Venenchirurgie. Eines der Fachgebiete
in Ihrer Privatklinik für Chirurgie
und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Islamischer Chic: Seite 26



Bürgerlicher Schulterschluss: Bundesrat. Seite 46



Kämpferherz: Manny Pacquiao. Seite 54



Schüchterne Seite: Marc Sway. Seite 74

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 Kommentar Weinbauer in der Presse

11 Im Auge James Suckling, Papstnachsfolger

12 Zuwanderung Ad absurdum

12 Ökonomie Wie ein Putsch

13 Grossbritannien «Londonistan? Ach was!»

14 Schulmädchen im Internet

Freizügige Teenager auf Online-Plattformen

16 Personenkontrolle Parmelin, Kalbermatten, Arbenz etc.

17 Nachrufe Margot Honecker

18 Kultur des Einknickens

Wo die Schweiz strenggläubigen Muslimen nachgibt

20 Staatlich geförderte Radikalisierung

Auffällig viele Extremisten beziehen Sozialhilfe

22 «Ein muslimisches Europa ist das Ziel»

Der israelische Politologe Efraim Karsh

25 Islamismus Die Salafistenszene wächst rasant

26 Mode Muss man sich vor dem Burkini fürchten?

28 Die Deutschen Ohne Grenzen

28 Wirtschaft Sozialisten in Nadelstreifen

29 Ausland Privilegien statt Beitritt

30 Mörgeli Wissenschaft à la Aschenputtel

30 Bodenmann Grube für Marchionne

31 Medien Marketing und Politik

31 Gesellschaft Körpersprache

32 Darf man das? / Leserbrief / Einspruch

Hintergrund

34 Die Milliarden-Giesskanne

Wer alles von der Entwicklungshilfe des Bundes profitiert

38 Daten-GAU beim Bund

Panne während der Cyberattacke auf die Ruag

40 Kriminell nach Herzenslust

Der Fall des vermeintlichen Flüchtlings Mehdi E.-B.

41 Bern Wohnen in der Bauverbotszone

42 Botanik des Geldes

Willi Brammertz will Ordnung ins Finanzsystem bringen

44 Brüssels peinliche Kopie

Die Schweiz, «Horizon 2020» und der Milliarden-Flop

46 Lehren aus der Lektion

Die Fehler der «bürgerliche Viererbande»

49 Zug Falsche Anschuldigung wegen sexueller Übergriffe

50 Perfektes Symbol des Klassenfeinds

Tradition des linken Antisemitismus

52 Wer weckt die britische Bulldogge?

Der mögliche Austritt Grossbritanniens verunsichert Brüssel

54 Faust Gottes

Der philippinische Boxer Manny Pacquiao

With discipline comes confidence.

Precision and mastering of the rules are essential requirements of Hornuss, a traditional Swiss sport. They also direct our actions.





«Böser Merkur»: Astrologin Monica Kissling. Seite 64

Interview

64 «Wie der Samen einer Pflanze»

25 Jahre lang las die Astrologin Monica Kissling alias Madame Etoile der Schweiz aus den Sternen. Nun zieht sie sich vom Radio zurück. Zeit für letzte Fragen

Stil & Kultur

56 Ikone der Woche AC/DC

58 Bestseller

58 Kolossaler Bramarbas

Die Netflix-Serie «Marseille» mit Gérard Depardieu in der Hauptrolle

60 Deutschland verflüchtigt sich

Die Folgen der Flüchtlingskrise für Deutschland und Europa

66 Stalins schwarzer Schatten

Die tragische Geschichte des Marxisten Nikolai Bucharin

68 Top 10

68 Kino «A Bigger Splash»

69 Jazz Peter Schärli Trio featuring Glenn Ferris

70 Namen Knie muss bleiben!

71 Hochzeit Kinderwunsch-Coach Franziska Ferber (Teil 2)

71 Thiel Himmelfahrten

72 Wein Château La Calisse Coteaux Varois en Provence rosé 2015

72 Zu Tisch Restaurant «Relæ», Kopenhagen

73 Auto Opel Astra Dynamic 1.6

74 MvH trifft Marc Sway, Musiker

Autoren in dieser Ausgabe

Marc Jongen



Der Philosoph lehrt an der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe, für die Alternative für Deutschland (AfD) sitzt er als Vordenker in der Bundesprogrammkommission. Er beleuchtet die Ursachen der Flüchtlingskrise Deutschlands und Europas. Seite 60

Gion Mathias Cavelti



Der Bündner Autor und Satiriker wurde 2012 mit dem Zürcher Journalistenpreis ausgezeichnet. Für die Weltwoche hat er sich mit der Astrologin Monica Kissling verabredet, die nach 25 Jahren als «Madame Etoile» bei Radio SRF 3 aufhört. Seite 64



MEHRWERT FÜR IHR GELD

Aktuelle Anlagetrends und Investmentideen finden Sie in dieser Ausgabe der Weltwoche.



Über Moskau nach Asien*

Fliegen Sie mit Aeroflot Russian Airlines nach Bangkok, Phuket, Beijing, Hongkong, Shanghai, Guangzhou, Ho Chi Minh City, Hanoi, Tokio, Seoul und anderen Städten in Asien mit schnellen und bequemen Verbindungsflügen über Moskau

Über **300** Ziele in über **60** Ländern**

Vorteile Der Business Klasse



SkyPriority Services während Ihrer gesamten Flugreise



Ausgelesene Gerichte werden auf edlem Porzellangeschirr serviert



Modernes Unterhaltungssystem an Bord



Freigepäcklimite – 2 Gepäckstücke à 32 kg***



Komfortable und komplett flache Liegesitze****

➔ Aeroflot Russian Airlines hat eine der jüngsten Flugzeugflotten weltweit

➔ Schnelle und bequeme Verbindungen nach Asien über unseren Hub Sheremetjewo in Moskau

➔ Unsere freundlichen und qualifizierten FlugbegleiterInnen freuen sich, Sie an Bord unserer neuen Flugzeuge begrüßen zu dürfen



Airport Ticket Office, Terminal 2, Zürich-Airport



+41 438164048

* Der Sommerflugplan ist gültig bis zum 29.10.2016 (Flugplanänderungen bleiben ausdrücklich vorbehalten). ** Einschließlich regulärer Flüge von PJSC Aeroflot, Tochterfluggesellschaften und "Code-Sharing"-Partnerfluggesellschaften. *** Kann je nach Flugzeugtyp variieren. **** Die Option ist verfügbar auf all unseren Flugzeugen des Typs Boeing 777 und sowie auf dem Airbus 330.



DIE BESTE FLUGGESELLSCHAFT OSTEUROPAS



Für Bauern mit Weitblick.

«Die BauernZeitung liefert
uns wertvolle Tipps für
unseren Hof»

Silvia, Peter und Simon Limacher, Flühli/LU

Die **NEUE**
BauernZeitung



Die neue BauernZeitung informiert Sie jetzt noch aktueller über Marktgeschehen, Landwirtschaft und Politik. Umfassend und überall:

- Regionalausgaben für die Nordwest-, Ost- und Zentralschweiz
- Online-Zeitung/Marktplattform
- BauernZeitung-App

Schweizer Agrarmedien AG
Dammweg 3, 3000 Bern 22,
Abodienst Tel. 031 958 33 37

www.bauernzeitung.ch

Jetzt 4 Wochen kostenlos
kennenlernen und eine
Ferienwoche auf Sizilien
gewinnen!

www.bauernzeitung.ch

agrarreisen

BAUERNZEITUNG

Von Bauer zu Bauer.

Weinbauer in der Presse

Von Florian Schwab — SVP-Mann Guy Parmelin hat im Bundesrat für die Bauern gekämpft und sich damit selbst geschadet. Von einem Skandal kann keine Rede sein.



Standpunkt: Verteidigungsminister Parmelin.

Derzeit prasselt auf den Neo-Bundesrat Guy Parmelin (SVP) ein Gewitter aus Schimpf und Schande nieder. Er hatte sich in der Regierung eifrig für tiefere Steuern auf Veräusserungsgewinnen bei bäuerlichem Bauland eingesetzt. Dass dies im Bundesrat nicht fruchtete, spielt keine Rolle, denn nun fand der *Blick* heraus: Bis vor kurzem war Parmelin selbst Mitbesitzer einer betroffenen Parzelle gewesen. Der Cocktail war angerührt, die Geschichte schrieb sich wie von selbst: ein Bundesrat, der im Gremium für eigene finanzielle Interessen kämpft. Der Angeklagte verschlimmerte alles durch widersprüchliche Signale. Schliesslich bezeichnete er selbst sein Handeln als «politischen Fehler».

Unterschiedliche Massstäbe

Die Kritiker verkennen jedoch, worum es in der Politik geht: Politik ist das Geschäft der demokratisch organisierten Interessenvertretung. Für eine freie Gesellschaft ist dies unverzichtbar. Es ist ihr herausragendes Kennzeichen, dass niemand seine Vorstellungen für allgemeingültig erklären kann, sondern sich das Gemeinwohl aus dem demokratisch ausgetragenen Wettbewerb zwischen Interessengruppen ergibt. Wer einen Waadtländer *viticulteur* aus dem SVP-Agrarflügel in den Bundesrat wählt, der weiss, wofür der Mann steht. Schliesslich ist

der Bauernverband die schlagkräftigste Truppe im Parlament und seine Klienten einer jener Berufsstände, welche die politische Interessenvertretung auf die Spitze treiben. Wem das nicht gefällt, der kann an der Wahlurne oder mit Referenden und Initiativen Gegensteuer geben.

Von Parmelin zu verlangen, sich bei dem Steuerthema wie ein Eunuch vom Tisch zu stellen, hiesse, von ihm Selbstverleugnung zu fordern, wie man sie von keinem seiner Amtskollegen erwartet: Simonetta Sommaruga (SP) darf für Kultursubventionen die Trommel rühren, von denen ihr Mann als Schriftsteller profitiert, oder für die Interessen der Gewerkschaften, die mindestens so potent sind wie jene der Bauern – und niemand fragt, ob sie eigentlich Unia-Mitglied ist. Und der familiär an eine Maschinenbaufirma gebundene Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann (FDP) singt bei jeder Gelegenheit das Klagegedicht von Swissmem über den starken Franken. Es käme niemandem in den Sinn, die Betroffenen persönlich zu attackieren. Man weiss von jedem Bundesrat, aus welchem «Stall» er kommt.

Das sollte man auch Parmelin zugestehen, unabhängig davon, wie man zu den steuerlichen Feinheiten des bäuerlichen Bodenrechts steht. Die entsprechende Vorlage ist eine technische Frage mit Für und Wider, aber sicher ohne Skandalpotenzial. Grundsätzlich sei hier auf den liberalen Ökonomen Milton Friedman verwiesen: «Ich bin jederzeit dafür, Steuern zu senken. Unter allen Vorzeichen, Vorwänden und Gründen, wo immer es möglich ist.» Dieses liberale Credo schützt davor, dass ein zu grosser Anteil der Wirtschaftsleistung eines Landes durch die verschwendungsgewohnten Hände des Staates verteilt wird. Im Falle der Bauern trägt dieses Argument aber nur teilweise, da sie selber nicht unerheblich aus Steuermitteln finanziert werden.

Zu Parmelins eigenem Grundstück: Sollte er ob der Familien-Parzelle etwa die Leute vergessen, deren Interessen er in der Politik vertritt? Wäre Parmelin, wie die Kritik insinuiert, ein raffgieriger Dieb am Volksvermögen, der das Amt zur Wert-Optimierung seines eigenen Vermögens-Portfolios missbraucht, dann hätte er gar nicht erst Bundesrat werden dürfen. Dass diejenigen zur Linken, die den Verteidigungsminister noch vor kurzem mit Glanzresultat in die Regierung gewählt haben, ihm nun bei erstbestener Gelegenheit leichtfertig schwere charakterliche Defizite unterstellen, fällt auf sie selbst zurück.

Parker, Punkte, Panik



James Suckling, Papstnachfolger.

Als im Bordelais 6000 akkreditierte Berufsschlucker noch den neuen Jahrgang 2015 beschnüffelten, hektisch-unschlüssig in ihren Urteilen, weil der Branchen-Leitwolf Robert M. Parker jr., 68, mit seinen Rückenproblemen zu Hause in Monkton, Virginia, geblieben war und nie mehr zurückkehren will, hatte James Suckling, 57, die Primeurs-Messe nach einer Vorzugsbehandlung bereits verlassen und aus seinen vier Lalique-Kristallgläsern im Reisegepäck schon wieder 700 Samples in Argentinien getestet. Rund 4000 Weine im Jahr lässt der Marathontrinker Suckling über Zunge und Gaumen rollen und spuckt sie zwar wieder aus, aber wie halten das seine Geschmacksnerven aus? Und wie glaubwürdig sind solche Schnellrichterurteile? Der Jurist Parker hatte seine Mission einst begonnen als Anwalt der Konsumenten, faktisch aber längst die Interessenfront überschritten: Denn je mehr Parker-Punkte, desto höher der Flaschenpreis. Er war der Marketingfaktor, der das Geschäft «parkerisierte» wie die von ihm geliebten alkoholschweren Aromenbomben. Parker behauptete, er könne jeden der Zehntausende von Weinen seines Lebens wiedererkennen. Als er bei einer Blindprobe des von ihm ausgerufenen Jahrhundertjahrgangs 2005 von all seinen 100-Punkte-Weinen vier Jahre später keinen einzigen identifiziert, lachten die Insider. Parker verkaufte inzwischen seinen Verlag an Investoren in Singapur. James Suckling buhlt um die Papstnachfolge mit Bekenntnissen wie «Wein ist Musik» und überstreckt die internationale Weinlandschaft mit Gefälligkeitsnoten. Von den Bordeaux-2015-Fassproben bedachte er 16 mit 100, weitere 12 mit 99 Punkten. Antonio Galloni, der Parkers Firma im Streit verliess, bewertete keinen einzigen dieser Jungweine so hoch. Es ist fast wie im Eiskunslauf. Nun meldete sich auch ein enger Weinfreund und Favorit Parkers zu Wort, der Önologe und *flying winemaker* Michel Rolland, der 130 Weingüter in 14 Ländern mit seinen Laboranalysen berät. «Die Zeit der Punkte», ruft er aus, «ist vorbei.» Merke: Punkte kann man schliesslich nicht trinken. *Peter Hartmann*

Ad absurdum

Von Alex Reichmuth — Die massenhafte Anerkennung von Eritreern ist verantwortungslos.

Eritreische Asylbewerber sollen weiterhin grosszügig in der Schweiz aufgenommen werden. Das machte Mario Gattiker gegenüber dem *Tages-Anzeiger* klar. «Eritreer, die illegal ihr Land verlassen haben oder aus dem Nationaldienst geflüchtet sind», sagte der Direktor des Staatssekretariats für Migration (SEM), «müssen bei einer Rückkehr schlimmstensfalls mit Haft und Folter rechnen.»

Bis 2013 akzeptierte die Schweiz Militärdienstverweigerung als Asylgrund. Das lockte immer mehr Eritreer in die Schweiz. Dann wollte das Stimmvolk diese Praxis im Rahmen einer Gesetzesrevision stoppen. Doch das Bundesverwaltungsgericht übergab den Urnenentscheid und verfügte, dass Eritreer, die ihr Land illegal verlassen haben, nicht zurückgeführt werden dürfen. Das SEM unter der Schirmherrschaft von SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga hat dieses Urteil verinnerlicht – mit dem Resultat, dass seither noch mehr Eritreer ankommen. Denn nun machen sich auch viele Jugendliche auf den Weg, lange bevor sie in den National Service eingezogen werden. Letztes Jahr registrierte die Schweiz nahezu zehntausend eritreische Asylbewerber. Fast alle können bleiben.

Würdeloses Leben

Das Non-Refoulement-Prinzip besagt, dass Migranten, denen nach einer Ausschaffung Folter und grausame Behandlung drohen, nicht abgewiesen werden dürfen. Dieses Gebot ist human und unbestritten. Der Bund aber hat das Prinzip ad absurdum geführt: Er erteilt praktisch allen Eritreern ein Bleiberecht – nicht aufgrund belegter Misshandlungen in ihrem Heimatland, sondern nur aufgrund entsprechender Gerüchte. Diese Gerüchte stammen zwar fast ausschliesslich von Regierungsgegnern und sind entsprechend mit Vorsicht aufzunehmen. Dennoch verzichtet der Bund auf Rückführungen, solange er nicht alle diese Gerüchte widerlegt sieht. Moralisch erscheint dieser Standpunkt zwar edel, faktisch aber führt er zu einer verantwortungslosen Politik. Denn einerseits finden sich die vielen eritreischen Zuwanderer in der Schweiz kaum zurecht, landen fast ausnahmslos in der Sozialhilfe und enden so in einem würdelosen Leben. Andererseits blutet Eritrea angesichts der vielen Auswanderer allmählich aus. Wie lange wollen Mario Gattiker und Simonetta Sommaruga diese unsinnige Politik noch weiterführen?

Wie ein Putsch

Von Beat Gygi — Die Einführung des bedingungslosen Grundeinkommens würde die Gesellschaft umkrepeln und einen brutalen Steuervogt nötig machen.

Die Volksinitiative «Für ein bedingungsloses Grundeinkommen», die am 5. Juni zur Abstimmung kommt, erscheint auf den ersten Blick nicht gewalttätig oder bösartig, sondern eher naiv, träumerisch und weltfremd. Nach den Vorstellungen der Initianten sollen alle Erwachsenen in der Schweiz 2500 Franken und alle Kinder 625 Franken pro Monat frei zugeteilt erhalten, bedingungslos, also ohne dass von ihnen eine Gegenleistung erwartet wird. Es ist bemerkenswert, wie verbreitet die Meinung ist, mit dieser Gratisrente lasse sich sozusagen das Gute im Menschen wecken. An einer Tagung des Gottlieb-Duttweiler-Instituts vorige Woche gab es zahlreiche Vorträge und Wortmeldungen, in denen ausgemalt wurde, wie frei sich die Leute entfalten könnten, wenn der Zwang zum Verdienen des Lebensunterhalts entfiel. Erzählt wurde etwa von Projekten in armen Ländern, in denen Geld zur freien Verfügung verteilt wurde; das habe die Leute zu vielfältigsten sinnvollen Tätigkeiten veranlasst.

Romantische Vorstellungen

Andere stellen sich vor, wie in der Schweiz viele endlich das ersehnte Kunststudium beginnen, Bilder malen oder Bücher schreiben können, wie junge Sportler aus armen Verhältnissen genug Zeit fürs Trainieren erhalten. Zudem würden die Leute psychisch und körperlich gesünder leben. In der Schweiz dürfte die Wirtschaft davon stark profitieren, wenn es nach den Berechnungen der Initianten geht. Das Bruttoinlandprodukt läge höher und würde rascher steigen als heute, weil Stress- und Krankheitskosten wegfielen. Wieder andere sind der Ansicht, dass mit der Zeit überhaupt fast alle Kosten wegfallen werden. Wenn neue Informationstechnologien und Automatisierung immer weniger kosten und immer mehr Arbeiten erledigen können wie beispielsweise das Auto- und Lastwagenfahren, bleibt für die Menschen immer weniger Arbeit. Darum brauche es erst recht ein bedingungsloses Grundeinkommen, um der arbeitslosen Gesellschaft ein Leben in Freiheit zu ermöglichen.

Dann kommt der Freiburger Ökonomeprofessor Reiner Eichenberger und sagt, dass das bedingungslose Grundeinkommen in die Knechtschaft führe. Und tatsächlich: Wenn man es genau betrachtet, bedeutet das bedingungslose Grundeinkommen einen Eingriff in die Spielregeln der Gesellschaft, der die

Lebensbedingungen verbiegen würde. Diese Seite der Initiative kommt dann zum Vorschein, wenn man sich fragt, wie die landesweite Geldverteilung denn zu finanzieren wäre. Die Initianten verharmlosen diese Frage und verweisen darauf, dass ein beträchtlicher Teil durch den Abbau der bestehenden Sozialaufwendungen und durch die Verrechnung des Lohnes mit dem Grundeinkommen bestritten werden könnte. Aber solide Berechnungen etwa des St. Galler Ökonomen Gebhard Kirchgässner zeigen, dass beispielsweise die Mehrwertsteuer auf 56 Prozent steigen müsste, wollte man die bedingungslose Geldverteilung durch diesen Pfeiler finanziell abstützen.

Dies zeigt, dass das Wort «bedingungslos» eine sprachliche Irreführung ist, eine harmlos wirkende Tarnung für eine gewalttätige Aktion, ja für einen Putsch. Eichenberger betont deshalb auch, dass das Grundeinkommen nur für jene bedingungslos sei, die nicht arbeiten. Alle anderen werden durch die speziellen Lohnverrechnungen und Steuern mit Grenzsätzen bis zu 100 Prozent belastet – und zwar derart brutal, dass die Besteuernten grosse Anreize hätten, Steuern zu hinterziehen, schwarzzuarbeiten, in die Selbständigkeit zu flüchten und Einkommen zu verstecken, damit sie dem Zugriff des Staates nicht ganz bedingungslos ausgeliefert wären.



Weg in die Knechtschaft: Eichenberger.

«Londonistan? Ach was!»

Von Urs Gehriger — Mit Sadiq Khan, Londons neuem Bürgermeister, regiert erstmals ein Muslim eine westliche Metropole. Dies sei keine Gefahr, sagt Vorgänger Boris Johnson zur Weltwoche.



Auf in die nächste Schlacht: Boris Johnson.



Erdrutschsieg: Sadiq Khan.

Boris Johnson hängt im Bürostuhl, reisst eine Diet-Cola-Büchse auf und gähnt. «Ich hoffe, Sadiq Khan macht einen guten Job.» Eben hat er seinen Schreibtisch im Bürgermeisteramt für seinen Nachfolger geräumt. Jetzt sitzt er – der legendäre Blondschoopf zerzaust wie Zuckerwatte – als «normaler» Unterhausabgeordneter in seinem engen Büro neben dem Parlament zu Westminster und gibt den fairen Verlierer. «Ich habe Khan letzte Nacht zu seinem Resultat gratuliert – und zu einem der besten Jobs der Welt.»

57 Prozent der Wähler konnte Sadiq Khan, 45, für sich gewinnen – ein Erdrutschsieg. Nie hatte ein Londoner Bürgermeister mehr Stimmen geholt als der Spross pakistanischer Einwanderer. 1,1 Millionen Londoner kürten Khan zum ersten muslimischen Bürgermeister einer westlichen Metropole und zum Kassenwart über ein Budget von 17 Milliarden Pfund. Sogar Hillary Clinton schickte per Twitter einen Blumenstrauss.

Khan ist nicht ein Bürgermeister nach Johnsons Geschmack. Johnson unterstützte seinen Parteikollegen Zac Goldsmith. Noch vor ein paar Monaten schien dessen Sieg in Griffnähe. Kolumnistin Katie Hopkins versprach sogar: «Wenn Sadiq Khan gewinnt, werde ich nackt durch die Regent Street rennen mit einer Wurst in meinem A...» – einer «aus Halal-Fleisch», schob sie nach.

Als die Umfragen knappere Resultate ergaben, warnte Boris Johnson wortgewaltig vor einem Machtwechsel. «Wir dürfen nicht zulassen, dass die Corbynistas die rote Fahne auf dem Bürgermeisteramt aufpflanzen», schrieb er in einer seiner Kolumnen im *Telegraph* mit Verweis auf den ultralinken Labour-Chef Jeremy Corbyn. Trotz Johnsons Strahlkraft im Volk verhallte sein Appell ungehört.

«Mann der Strasse»

Was ist schiefgelaufen? «Zac hatte ernsthaften Gegenwind», sagt Johnson. «London ist historisch eine Labour-Stadt.» Das ist nur die halbe Wahrheit. Schliesslich hatte der konservative Johnson die «linke Bastion» selbst zweimal bravourös erobert.

Mit Goldsmith, einem Milliardärssohn, der auf Umweltpolitiker machte, hatten die Tories den falschen Kandidaten ins Rennen geschickt. Gegen den Beau mit Silberlöffel im Mund wirkte Khan wie ein Armeleuteprinz aus einem modernen Märchen. Der neue Bürgermeister wuchs mit sieben Geschwistern in einer Dreizimmer-Sozialwohnung auf, die Mutter war Näherin, der Vater Buschauffeur. Irgendwie logisch, dass Sadiq der Labour-Partei beitrug. Er tat es bereits mit fünfzehn Jahren, studierte Recht, wurde Menschenrechtsanwalt, mit 35 Abgeordneter in Westminster und unter Gor-

don Brown erster muslimischer Minister Grossbritanniens.

Als Anwalt schlug er sich notorisch auf die Seite der Underdogs, darunter figurierten auch dubiose Figuren. So verteidigte er Exponenten mit Nähe zur Terrorszene und wehrte sich gegen die Abschiebung eines Islamisten, der später in den USA wegen Unterstützung einer terroristischen Vereinigung verurteilt wurde. Dabei unterstrich Khan stets, dass er das Gedankengut seiner Klienten in keiner Weise teile.

Start im roten Doppeldeckerbus

Goldsmith versuchte trotzdem, daraus Kapital zu schlagen. Auch Boris Johnson schrieb im *Telegraph*: «Khan biedert sich – was immer seine wirklichen Ansichten sind – bei Extremisten an. Ich will nicht, dass er London regiert.»

Wird die Hauptstadt des britischen Königreichs unter Khan nun zu Londonistan? «Londonistan? Ach was!» Johnson schüttelt seine Mähne. «Ich hatte letzte Nacht ein sehr gutes Gespräch mit Sadiq. Ich habe keinerlei Sorgen, dass er eine extremistische Strömung repräsentieren könnte.» Dennoch sei es vollständig richtig gewesen, Khan mit unangenehmen Fragen zu löchern. «Die Wählerschaft von London ist sehr intelligent. Sie war beeindruckt von Khans Antworten.»

Khan in den Dunstkreis von Islamisten zu rücken, verfiel bei den Wählern nicht. Der neue Bürgermeister lebt einen moderaten Islam, seine Frau trägt keinen Schleier, er setzt sich für die Homo-Ehe ein, und antisemitische Äusserungen, die bei Labour selbst in der Parteispitze grassieren (siehe Artikel auf Seite 50), kritisiert er vehement. Als erste Amtshandlung nahm er letzten Sonntag demonstrativ an einem Holocaust-Gedenk Anlass teil.

Parteichef Corbyn, der nicht zu seiner Bürgermeisterfeier erschien, hält Khan auf Distanz und betont: «Ich will der wirtschaftsfreundlichste Bürgermeister Londons werden.» Gleichzeitig verspricht er, die Fahrkartpreise des Nahverkehrs für die nächsten vier Jahre einzufrieren, Tausende neuer Wohnungen zu bauen und die Mieten im Zaum zu halten. Wie das «wirtschaftsfreundlich» funktionieren soll, ist schleierhaft. Aber wie sein Vorgänger versteht es Khan blendend, sich als «Mann der Strasse» anzupreisen. Nicht auf dem Fahrrad wie der rasende Boris. An seinem ersten Arbeitstag als Bürgermeister pendelte Khan standesgemäss im roten Doppeldeckerbus.

Einen solchen hat nun auch Boris Johnson bestiegen. Der «Brexit battle bus» führt ihn in seine nächste Schlacht, die grösste seiner Karriere, jene um den Austritt Britanniens aus der EU. «Farewell!», ruft Johnson hoch zu rotem Gefährt seinem Nachfolger zu. «Khan hat das Zeug zu einem grossen Bürgermeister. Ich wünsche ihm alles Glück dieser schönsten Stadt der Erde!»

Schulmädchen im Internet

Von Claudia Schumacher und Manca Flajs (Illustration) — Teenager veröffentlichen heute ganz selbstverständlich freizügige Bilder auf Online-Plattformen. Wer kein Smartphone besitzt, läuft Gefahr, den Anschluss zu verlieren.

Wie ist es, heute ein Mädchen zu sein? «Geil», meint Sheila, 15, abends am Bahnhof und wirkt angeschwipst. «Schön», sagt die grazile Anna, 13, an einem Ballettabend im Opernhaus. «Schwierig», findet es Mia, die in der Bibliothek für die Matura lernt und gerade bei Starbucks eine Pause einlegt. Während die dreizehnjährige Sandrine, die letztes Jahr einen Kuraufenthalt für essgestörte Mädchen hinter sich gebracht hat, die Frage am Telefon erst gar nicht beantwortet. Und dann heult.

So weit, so normal. Glückliche, mittelglückliche und unglückliche Mädchen existieren, seit es Wodka Red Bull, wohlhabende Eltern, langweilige Gene und fiese Mitschüler gibt. Wovon die Befindlichkeit heutiger Mädchen abhängt, weiss man nach ein paar Gesprächsstunden dann auch: Beliebtheit. Immer noch.

Wie kleine Prominente

Anders sind heute aber die Mittel und Wege der Mädchen, um zu denen zu gehören, in die sich die Jungs verlieben. Beliebtheit unterliegt weniger als früher der subjektiven Wahrnehmung. Sie ist messbar geworden. Was Sheila so treibt – mit wem sie rumhängt, welche Grösse ihr Bikini hat (angeblich ein C-Körbchen), wie sie sich die langen schwarzen Haare schön glätet und dann ein Bild von sich schießt, auf dem aber vor allem ihr beachtlicher Hintern zu sehen ist – das verfolgen auf der Foto-Plattform Instagram 2436 Menschen, ihre Follower. Ganz schön viel für ein Schulmädchen aus dem Zürcher Oberland. Sheila ist bereit, viel von sich zu zeigen. Viel Körper, viel Haut, das gibt mehr Follower. Sofern man gut aussieht.

Ballettmädchen Anna von der Goldküste hat 429 Follower. Weniger als die halbnackte Sheila, aber immer noch viele. Anna zeigt sich nie sexy, aber mitunter auf Spitzenschuhen und ist immer «di Schönschte ♥♥», wie ihre Follower kommentieren. Mia hingegen hat kein besonderes Hobby und ist sich «zu schade dafür», Belfies (Fotos von ihrem Hintern) oder ähnliche anzügliche Aufnahmen von sich im Internet zu verbreiten. Die braven Bilder von ihr mit den ebenso anständigen Freundinnen auf Instagram finden 243 Menschen interessant – womit auch sie als beliebt gilt. Mia und ihre Freundinnen sind die netten, hübschen Mädchen von nebenan. Auch das hat Appeal.

Sandrine hat keinen einzigen Follower. Sie hat sich nach einem Gespräch mit ihrer Therapeutin entschieden, keine Profile in den so-

zialen Netzwerken mehr zu betreiben. Jetzt ist sie überall abgemeldet. Nur Whatsapp nutzt sie noch, aber als reines Kommunikationsmedium, mit dem man gratis Nachrichten verschicken kann. Sie wechselt dort nicht mehrmals täglich ihr Profilfoto, wie es andere Mädchen tun.

Instagram, Snapchat, Whatsapp, Facebook, Ask.fm (eine Plattform für Frage-Antwort-Spielchen). In diversen sozialen Netzwerken und Kommunikationsforen im Internet müssen sich Mädchen heute beweisen. Sie stecken im Aufmerksamkeitsgeschäft wie kleine Prominente. Wer auf dem Schulhof dazugehören will, muss sich auch in der virtuellen Welt behaupten. Das heisst: Follower, Abonnenten, Likes und Herzchen sammeln und in die Whatsapp-Gruppen kommen, wo zu den wichtigen Partys eingeladen wird. Wer mit elf Jahren kein Smartphone besitzt, läuft Gefahr, den Anschluss zu verlieren.

Gerade sind zwei Bücher erschienen, die der Befindlichkeit heutiger Mädchen nachgehen. «Mädchen im Netz – süss, sexy, immer online» heisst das eher beunruhigende Werk des Münchner Sprachforschers Martin Voigt. Selbstdarstellung, Freundinnenkult, Realitätsverlust und Narzissmus sind die Schlagworte, um die das Buch kreist. Eine gewisse Verwunderung darüber, wie leidenschaftlich intensiv Mädchen das Internet nutzen, ist spürbar. Ebenso, dass der Autor ein Mann ist, der selbst nie eine frühere oder heutige Mädchenkultur von innen erlebt hat und teilweise auch dort Veränderungen und Verschärfungen beschreibt, wo keine stattgefunden haben.

So ist etwa der Kult um die beste Freundin nicht neu – auch nicht in der starken Emotionalität, mit der er heute praktiziert wird. Früher schrieben sich Mädchen unaufhörlich Botschaften unter der Schulbank, küssten sich, hielten Händchen und schmusten in den Pausen. Es konnte auch vorkommen, dass sich mal eine Mutige in das Sekretariat der Schule schlich, um der allerbesten Freundin ein Liebeslied über den Lautsprecher zu singen.

Diese Mädchen drehen heute kitschige Freundschaftsvideos, die sie auf Youtube oder Snapchat stellen, und veröffentlichen Fotos von sich mit der Liebsten auf Instagram und Facebook, dazu schreiben sie Sprüche wie «Sister of another mister» oder «Mini Beschti!!!♥ Looove you forever!!! #abf #bff #schwöschter #mishimmelgüegeli». Durch die Hashtags werden ihre



Viel Körper, viel Haut, das gibt mehr Follower.

Beiträge in den sozialen Netzwerken kategorisiert und können besser gefunden werden. Die Abkürzung «abf» steht für allerbeste Freundin, und «bff» heisst *best friend forever*. Mädchenfreundschaften waren schon immer der Probeauf für das, was später in der ersten intimen Liebesbeziehung folgte. Neu sind nur die Medien, in denen die Gefühle zelebriert werden.

Die Journalistin Melanie Mühl geht in «15 sein – Was Jugendliche heute wirklich denken» ebenfalls kritisch auf die virtuellen Welten ein, in denen Mädchen ihre Selbstbilder erschaffen. Sie beleuchtet den Schönheitswahn und den



Popularitätsdruck bei heranwachsenden Frauen. Ihr Buch ist ein beobachtendes, erzählerisches Werk, in dem viele Jugendliche zu Wort kommen. Dazwischen werden Studien und Wissenschaftler zitiert. Mühl bezeichnet die heutigen Jugendlichen als «digitale Kommunikationsprofis» und als «vorbildliche Freundschaftspfleger, denen keine Whatsapp-Nachricht zu viel, kein Chat zu langweilig, kein Like zu mühsam ist und die selbst kurz bevor sie einschlafen noch Emojis versenden».

«Mir wurde das alles *too much*», erzählt Sandrine am Telefon. «Furchtbar.» Die Geschichte

der Dreizehnjährigen ist ein Beispiel dafür, was passieren kann, wenn obsessiver Smartphone-Konsum und ein gewisser Druck zur Selbstdarstellung auf ein kindliches, unreflektiertes Alter stossen. Während bei Mädchen heute die Pubertät früher beginnt und sie meist bereits mit zwölf oder dreizehn Jahren ihre Periode bekommen, ist Sandrine eine Spätzünderin. Sie gehört zu den kleinsten Mädchen in ihrer Klasse und wirkt körperlich wie eine Elfjährige.

Was ist passiert, dass Sandrine so unglücklich wurde und eine Essstörung entwickelte? Zu viel für ein Kind, das nicht genug Selbstbe-

wusstsein hat. Die anderen Mädchen begannen, sich wie kleine Frauen zu verhalten. Sie flirteten mit den Jungs, machten Kussmünder auf Fotos und verhalfen ihren neuen Brüsten mit ausgestopften BHs zu einem fotogenen Décolleté. Sandrine konnte da nicht mithalten, es gab noch nichts zu zeigen bei ihr. Also wurde sie von ihrer bis dahin «besten Freundin für immer» gegen ein körperlich reiferes Mädchen ausgetauscht. Innerhalb eines Schuljahres entwickelte sie sich vom normalen Schulmädchen zu einem, das Angst vor Pausen hatte. Weil es dann oft allein herumstand.

Das ursprünglich dünne Mädchen begann, den Frust in sich hineinzufressen. Bis ein Junge sich über Sandrines «muffin top» lustig machte: den kleinen speckigen Schwimmring am oberen Rand ihrer Jeans. Über Plattformen wie Instagram werden magere Körperbilder mit «thigh gap» (Lücke zwischen den Oberschenkeln) oder «bikini bridge» propagiert (Lücke zwischen Bauch und einer über zwei hervorstehende Hüftknochen gespannten Bikinihose). Sandrine machte, was viele Mädchen in so einer Situation tun: Sie hörte auf zu essen. Bis es gefährlich wurde und die Eltern sie vorübergehend aus der Schule nehmen mussten.

Backrezepte und Reisefotos

Mädchen wie Sandrine sind allerdings die Ausnahme und nicht die Regel. Auch wenn ihre Geschichte eng mit der jugendlichen Fokussierung auf den eigenen Auftritt im Internet verquickt zu sein scheint, ist dieser selten der Auslöser von Unglück. Popularitätsdruck auf dem Pausenplatz, das Schlankeitsparadigma und die Erwartung an Mädchen, hübsch zu sein, sind viel älter als das Internet. Anorexie und verwandte Krankheiten sind es ebenso.

Die meisten Mädchen scheinen die Möglichkeiten der neuen Medien und ihre Rolle darin im Griff zu haben. Ballettmädchen Anna teilt auf Instagram die sonnigen Momente ihres Lebens, weil sie das «schön» findet und es ihr «Spas macht». Neben den Tanzstunden sieht man sie auf Instagram etwa auch, wie sie mit ihrem Hund im Garten spielt oder mit einer Freundin sonntags in einem coolen Café frühstückt. Dazu schreibt sie dann «#ischguetgsi» oder «#goodtimes». Sie tauscht Backrezepte mit Freundinnen aus oder stellt Reisefotos online.

Wer allerdings im Internet ausrutscht, der fällt härter als früher, als noch nicht jeder Fauxpas fotografiert und auf Video festgehalten werden konnte. Fast jede Achtzehnjährige, mit der man redet, hat schon einmal ein im Netz kursierendes Sexvideo von einem betrunkenen Mädchen aus der eigenen Schule gesehen, das nach einer Disconacht zu weit ging und dabei mit dem Smartphone gefilmt wurde. «Nie war es so einfach, einen Ruf zu ruinieren», schreibt Mühl.

* Namen geändert

Personenkontrolle

Parmelin, Kalbermatten, Arbenz, Jordan, Summers, Draghi, Ehrlich, Davis, Bush, Trump, Spillmann, Garrn, Djuricic, Toyloy, Cook, Guarino, Swift, Fischer, Kohler, Furrer, von Mentlen

Das Eidgenössische Verteidigungsdepartement (VBS) war kürzlich von einem Hackerangriff betroffen. «Während ich am Weltwirtschaftsforum in Davos war, wurde mein Departement attackiert», sagte **Guy Parmelin** gegenüber dem *Tages-Anzeiger*. Die Aussage suggeriert, dass die Datensicherheit im Verteidigungsdepartement von der Anwesenheit des Chefs abhängt. VBS-Sprecher **Renato Kalbermatten** dementiert auf Anfrage einen solchen Zusammenhang. Parmelin habe nicht zum Ausdruck bringen wollen, Hacker hätten besonders leichtes Spiel, wenn er nicht da sei. (are)

Die Stimmbürger der Aargauer Gemeinde Oberwil-Lieli haben sich gegen die Aufnahme von Asylbewerbern entschieden. Dem ehemaligen Direktor des Bundesamts für Flüchtlinge, **Peter Arbenz**, passt dieser demokratische Entscheid überhaupt nicht. Als «kleinmütig», «kleinbürgerlich», «beschämend» und «peinlich» bezeichnet er ihn gegenüber Swissinfo. Die Abstimmungsverlierer könnten versuchen, «das Resultat an einer künftigen Gemeindeversammlung auf die andere Seite umzukehren», so Arbenz. Um seinen mangelnden Respekt vor dem Volkswillen nicht zu offensichtlich werden zu lassen, empfahl er allerdings, «etwas Zeit vergehen» zu lassen, «denn das kann nicht schon an der nächsten Gemeindeversammlung passieren». (are)

Unerbetene Ratschläge aus den USA erhielt dieser Tage Nationalbank-Präsident **Thomas Jordan**. Der US-Ökonom und Ex-Finanzminister **Lawrence «Larry» Summers** empfahl seinem eigenen Land die Abschaffung des Hundert-Dollar-Scheins und im selben Atemzug der Schweizerischen Nationalbank (SNB) die Abschaffung der Tausend-Franken-Note. Nachdem die EZB unter **Mario Draghi** letzte Woche entschieden hat, ab 2019 keine 500-Euro-Scheine mehr herauszugeben, wird es international einsam um Jordan. Bislang betont die SNB, sie halte an der grossen Note fest. (fsc)

Seit Jahrzehnten warnt der Amerikaner **Paul R. Ehrlich** vor der Überbevölkerung der Erde. Und seit Jahrzehnten liegt der Autor des Bestsellers «Die Bevölkerungsbombe» (1968) mit seinen Ankündigungen verheerender Hunger-



«... nur du hast nichts»: Whitney Toyloy (M.).



«Mir sind muetig»: Patrick Fischer.



Angriff auf den Tausender: Lawrence Summers.



Klartext-Imperativ: Markus Spillmann.

katastrophen kolossal daneben. Das hindert den Biologieprofessor nicht, erneut vor der Apokalypse zu warnen. Gegenüber der NZZ empfahl er der Schweiz, eine Ein-Kind-Politik wie in China einzuführen. Eltern steuerlich zu bestrafen, wenn sie mehr als ein Kind in die Welt setzen, sei dabei «eine Möglichkeit». Demografische Probleme wegen einer solchen Politik müssten in Kauf genommen werden. «Überalterung ist unvermeidbar – und zu begrüssen», so Ehrlich. (are)

Einen «schönen» Versprecher leistete sich **James W. Davis**, Professor für Politikwissenschaft an der Universität St. Gallen. In der SRF-Sendung «10 vor 10» äusserte sich der Amerikaner zum Erfolgsrezept des mutmasslichen Präsidentschaftskandidaten der Republikanischen Partei in den USA. «Es scheint so zu sein», so Davis, «als stehe jetzt eine Mehrheit der Republikaner hinter **Bush** ... äh, hinter **Trump**». Offensichtlich weckt der Verlauf der amerikanischen Vorwahlen alte Feindbilder. (are)

Ob er am Europa-Forum in Luzern Podien moderiert oder auf seiner Website Weisheiten



Ist die Katze aus dem Haus: Guy Parmelin.

zur Öffentlichkeitsarbeit verbreitet: Der ehemalige NZZ-Chefredaktor **Markus Spillmann** beschäftigt sich momentan vor allem mit PR in eigener Sache. In den Redaktionsstuben der *Neuen Zürcher Zeitung* sorgte jüngst allerdings ein Text für Heiterkeit, mit dem sich der Ex-Chef als Fachmann für Unternehmenskommunikation empfehlen möchte: «Bitte Klartext statt Herumgeschwurbel!». Ironischerweise bezeichnet der zweite Begriff relativ genau das, was man an der Falkenstrasse und bei den Lesern an Spillmanns wortreichen Leitartikeln stets bemängelt hat. Wäre der Autor früher auf seinen Klartext-Imperativ verfallen, dann wäre er, so die Mutmassung, jetzt vielleicht noch Chefredaktor, und die «alte Tante» hätte ein paar Leser mehr. (fsc)

Topmodel **Toni Garrn**, die Sängerinnen von All Saints, Bachelorette **Zaklina Djuricic**, Ex-Miss **Whitney Toyloy**: Bei der Energy Fashion Night 2016, dem grössten Mode-Ereignis der Schweiz, waren im Zürcher Hallenstadion am 7. Mai so viele schöne Frauen versammelt, dass gar nicht alle auf den Laufsteg passten. Die

Kameras mussten also auch immer wieder in die Zuschauerreihen schwenken. Neben Toyloy vergnügten sich dort weitere Ex-Missen. Sie tanzten. Sie lachten miteinander. Und jetzt wird's ernst: Drei von ihnen schossen ein Busen-Selfie. Doch nur zwei hatten Spass dabei: **Kerstin Cook** und **Laetitia Guarino**, beide tief dekolliert. Toyloy, die Dritte im Bunde, machte ein angestrenktes Gesicht. Auf der Foto-Plattform Instagram schrieb sie dazu: «Wenn die anderen ein «Busen-Selfie» machen wollen, aber du nichts hast, hahaha.» Toyloy nahm ihre kleine Oberweite mit Humor – und konnte nachträglich gegen die opulentere Konkurrenz punkten. Sie liegt zudem im Trend: Mini sei das neue Mega, berichten die Klatschblätter mit Blick auf die Oberweiten der Stars. Kleine Brüste wie etwa bei Popsängerin **Taylor Swift** gelten nicht länger als zu wenig. Sie sind chic! Beim nächsten Busen-Selfie kann Toyloy stolz sein. (dia)

Die Schweizer Eishockey-Auswahl schreibt an der WM in Moskau Geschichte. Zum ersten Mal seit 1983 bleibt sie zum Turnierstart an zwei schlechter klassierten Teams (Kasachstan und Norwegen) hängen. Auch der Auftritt neben dem Glatteis birgt Schleudergefahr. Nationaltrainer **Patrick Fischer** steckte seine Mannschaft in T-Shirts, die das neue helvetische Selbstwertgefühl dokumentieren sollen: «Jetzt isch üsi Ziit – mir sind muetig – mir sind stolz – mir vertraued – mir sind starch – mir sind Eidgenosse.» Seine Vorgesetzten – CEO **Florian Kohler** und Präsident **Marc Furrer** – lassen den Jungtrainer gewähren. Letztmals hatte **Roland von Mentlen** als lautsprecherischer Sportchef des EV Zug Anfang der 1990er Jahre ein ähnliches Eigentor fabriziert: «Zug isch besser», lautete seine Parole. Sie endete im sportlichen Diminutiv und mit der Entlassung des Wortakrobaten. (tre)

Nachruf



Stählerne Linientreue: Margot Honecker.

Margot Honecker (1927–2016) — Eigentlich sollte man über Tote nicht schlecht reden, aber bei der einst mächtigsten und gefürchtetsten Frau der DDR tun sich sogar ehemalige Genossen schwer mit dieser Anstandsregel. Noch nicht einmal das *Neue Deutschland*, früher Zentralorgan der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED), konnte sich Kritik verkneifen: In seinem Nachruf rügte das Blatt die «strikte Ideologisierung» des von Margot Honecker verantworteten DDR-Bildungs-

systems sowie «Gängeleien und Zwangsmassnahmen». Das war freilich stark untertrieben.

Insgesamt 26 Jahre lang indoktrinierte die Frau von Staats- und Parteichef Erich Honecker als Ministerin für Volksbildung Generationen von DDR-Bürgern – als Schüler, als Eltern und als Lehrkräfte. Alle hassten sie, viele fürchteten sie – beides mit gutem Grund. Denn Margot Honecker opferte Menschen und Schicksale gnadenlos ihrer eigenen Ideologie. Diese besagte, dass der Sozialismus aufgebaut und brutal verteidigt werden müsse – ohne Rücksicht auf Verluste.

«Lila Hexe» schimpfte man sie hinter vorgehaltener Hand – wegen ihrer fliederfarbenen gefärbten Haare und wegen ihrer abgründigen Boshaftigkeit. Geboren in Halle in eine Arbeiterfamilie, wechselte sie von der Nazi-Organisation «Bund Deutscher Mädel» nach Kriegsende fugenlos in die kommunistische «Freie Deutsche Jugend», wo sie eine steile Karriere machte. Dabei halfen ihr stählerne Linientreue und die Begegnung mit dem fünfzehn Jahre älteren, verheirateten kommunistischen Nachwuchstalent Erich Honecker.

Bis zuletzt weigerte sie sich, den politischen Wandel im Ostblock zur Kenntnis zu nehmen. Reformen waren für sie Verräter, allen voran Kremlchef Michail Gorbatschow. Statt nach Russland flüchteten sie und ihr Mann daher nach Chile ins Exil. Nur noch hier fanden sie Freunde, die der DDR nicht vergassen, dass sie Chilenen Schutz vor der Pinochet-Diktatur gewährt hatte.

Wolfgang Koydl

Unter die Lupe genommen:

Ihr Spezialist für digitale Telefonie & Internet.

Sam Roche
Account
Manager



Ob Selbstständige, Klein- oder Grossunternehmen – bei upc cablecom business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal, ob Sie Fragen zur bevorstehenden Abschaltung der analogen Telefonie, Internetversicherungen oder zum Betrieb Ihres Netzwerks haben – wir liefern die Antworten.

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.

Sam Roche | Tel. 044 577 77 99 | upc-cablecom.biz
Corporate Network · Internet · Phone · TV



upc cablecom
business

Kultur des Einknickens

Von Alex Reichmuth — Kopftuchtragen im Unterricht, Schuldispens während des Ramadans, Räume für das Freitagsgebet, Spezialmenüs nach islamischen Regeln: In der Schweiz hat es allmählich Tradition, Forderungen strenggläubiger Muslime nachzugeben.

Der Handschlag, den zwei muslimische Burschen in Therwil ihrer Lehrerin verweigert haben, sorgte für fette Schlagzeilen. Die Empörung darüber, dass eine Schulleitung radikalen religiösen Forderungen zweier Halbwüchsiger stattgibt, war gross. Trotz des Aufsehens, das die erste Handschlag-Dispensation, die bisher bekanntgeworden ist, erregte: Politiker und Behörden kommen dreisten Ansprüchen, strenge islamische Gepflogenheiten in der Schweiz ausleben zu dürfen, regelmässig entgegen. Selbst Richter und Wissenschaftler anerkennen immer wieder religiös motivierte Vorstellungen, die kaum vereinbar sind mit dem Schweizer Kultur- und Rechtsverständnis. Die vermeintliche Grosszügigkeit erfolgt meist in der Absicht, sich tolerant und weltoffen zu zeigen. Das Resultat ist nicht selten, dass radikale Muslime mit noch extremeren Forderungen aufwarten. Es hat sich in unserem Land mittlerweile eine eigentliche Kultur des Einknickens etabliert. Hier ein Protokoll des Nachgebens – ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Weihnachtsdispens für Nichtchristen, Liestal BL, 2006 — Beat Zemp, Präsident des Schweizer Lehrerverbands, hält es für richtig, dass sich nichtchristliche Kinder von Weihnachtsfeiern an Schulen dispensieren lassen können. Voraussetzung für eine Dispensation solle sein, dass die Feier religiös geprägt ist. Eine Pflicht zur Teilnahme sieht Zemp aber, wenn eine Weihnachtsfeier im Klassenzimmer oder an der Schule als Jahresabschlussfeier durchgeführt wird.

Tolerierung einer Zwangsheirat, St. Gallen, 2008 — Das Bundesgericht hebt den Landesverweis gegen Abdil E. auf. Der Türke wollte seine Tochter unter Todesdrohungen zwingen, in sein Heimatland zu reisen und dort einen Landsmann zu heiraten. Die Tochter floh darauf auf einen Polizeiposten in St. Gallen. Nach einer Verurteilung schaffte das St. Galler Ausländeramt Abdil E. aus. Doch das Bundesgericht ist der Meinung, dieser habe seine Tochter gar nicht zur Zwangsheirat nötigen wollen – denn die Tochter habe den ihr zugeordneten Ehemann ja bereits gekannt. Abdil E. darf in die Schweiz zurückkommen.

Unterrichtsdispens während des Ramadans, Freiburg, 2008 — Der Kanton Freiburg erlaubt muslimischen Schülern, während des

Fastenmonats Ramadan dem Kochunterricht fernzubleiben. Gläubige Muslime dürfen während des Ramadans von der Morgendämmerung bis zum Sonnenuntergang nichts essen. Weil Kinder dadurch tagsüber häufig geschwächt sind, können sie sich in Freiburg auch vom Sportunterricht dispensieren lassen.

Anerkennung von Scharia-Gerichten, Freiburg, 2008 — Christian Giordano, Sozialwissenschaftler an der Universität Freiburg, fordert in der Zeitschrift der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus (EKR) Sonderrechte und eigene Gerichte für Ausländer. Die Schweiz müsse Scharia- und andere religiöse

Rechtswissenschaftler Brozzo plädiert weiter dafür, Polygamie «in Ausnahmefällen» zu erlauben.

Gerichte für Immigranten anerkennen. Giordano begründet seine Forderung damit, man könne Menschen, die aus völlig anderen Kulturkreisen kommen, nicht vollständig in die Schweizer Rechtsordnung integrieren: «Die Differenz ist zu gross.» Der damalige EKR-Präsident Georg Kreis sieht sich daraufhin gezwungen, sich von Giordano zu distanzieren. Er betont, Giordano sei kein EKR-Mitglied und habe seine Meinung lediglich in einem Gastbeitrag kundgetan.

Schullagerdispens für Muslime, Zürich, 2009 — Die Zürcher Bildungsdirektorin Regine Aepli (SP) veröffentlicht Empfehlungen für den Umgang mit muslimischen Schülern zuhause von Lehrern und Schulpflegern. Demnach dürfen muslimische Eltern ihre Kinder wegen religiöser Feste bis zu sieben Tagen pro Jahr vom Unterricht dispensieren lassen. Weiter können Schüler auf Verlangen der Eltern während des Ramadans dem Sport- und Kochunterricht fernbleiben. Lehrer sind angehalten, Klassenlager und Arbeitswochen nicht während des Ramadans durchzuführen, sofern Muslime unter den Schülern sind. In Lagern soll auf islamische Speisevorschriften Rücksicht genommen werden. Muslimische Kinder sollen an den Schulen beten können. Weiter befürwortet die Bildungsdirektion, dass sich muslimische Schüler beim Schwimmunterricht auf Wunsch einzeln in Kabinen umziehen können und einzeln duschen dürfen.

Schwimmunterrichtsdispens, Lausanne, 2010 — Im Kanton Waadt können sich muslimische Mädchen vom Schwimmunterricht dispensieren lassen. «Wir zwingen keine Schülerin, schwimmen zu gehen», hält das kantonale Bildungsdepartement gegenüber 20 Minuten fest.

Sonderrechte für Muslime in der Armee, Bern, 2010 — In einem Merkblatt gesteht die Schweizer Armee muslimischen Rekruten Sonderrechte zu. So serviert ihnen die Armeeküche Spezialmenüs, wenn sie kein Schweinefleisch essen. Die Armee stellt auch Räume für Gebete zur Verfügung. Rekruten haben weiter das Anrecht, im Dienst einmal pro Tag beten zu können.

Erlaubnis zum Kopftuchtragen im öffentlichen Dienst, Bern, 2010 — Die Stadt Bern erlaubt ihrer KV-Lehrtochter Ferah Ulucay, mit Kopftuch im Büro zu erscheinen. Ulucay ist die heutige Generalsekretärin des Islamischen Zentralrats. Verantwortlich für die Erlaubnis ist Gemeinderätin Regula Rytz, heute Präsidentin der Grünen Partei Schweiz. «In unserer offenen Gesellschaft muss es möglich sein, dass jemand die Zugehörigkeit zu einer Religion mit dem Kopftuch ausdrückt», sagt Rytz.

Tolerierung eines Aufrufs zu häuslicher Gewalt, Basel, 2010 — Das Basler Strafgericht spricht den gebürtigen Türken Aziz Osmanoglu vom Vorwurf frei, zu Verbrechen und Gewalttätigkeit aufgerufen zu haben. Osmanoglu erklärte zuvor in einer Sendung des Schweizer Fernsehens, es sei «okay», wenn ein Mann seine Frau schlägt, um sie zum Sex zu zwingen. Und das Handabhacken sei eine «sinnvolle» Strafe für Diebe. Das Gericht kommt entgegen dem Antrag der Staatsanwaltschaft zum Schluss, die Aussagen seien durch die Meinungsäusserungsfreiheit gedeckt. Von einer Aufforderung zu Gewalt seitens Osmanoglus könne keine Rede sein. Denn dieser habe niemanden zur Umsetzung seiner Vorstellungen aufgefordert, sondern bloss einen Wunsch geäussert.

Forderung nach Akzeptanz von Polygamie, Zürich, 2011 — Patrick Brozzo, Rechtswissenschaftler an der Universität Zürich, schlägt eine stärkere Berücksichtigung anderer Religionen und Kulturen bei der Eheschliessung



«Die Differenz ist zu gross»: IZRS-Frauenbeauftragte Nora Illi mit ihrer Tochter beim Wandern im Aletschgebiet.

vor. «Wir sollten zum Beispiel darüber nachdenken, ob zwingend auf dem Zivilstandsamt geheiratet werden muss», sagte er gegenüber der *NZZ am Sonntag*. Wer beim Imam oder Rabbiner heiraten dürfe, habe den Vorteil, dass seine Ehe im eigenen Kulturkreis die volle Akzeptanz geniesse. Das verbessere die Integration. Brozzo plädiert weiter dafür, Polygamie «in Ausnahmefällen» zu erlauben, «etwa wenn sich ein Mann aus religiösen Gründen nicht scheiden lassen kann, aber gerne mit einer anderen Frau Kinder hätte».

Erlaubnis zum Kopftuchtragen für eine Lehrperson, Kriens LU, 2013 — Im luzernischen Kriens bekommt eine Kindergärtnerin die Erlaubnis, während des Unterrichts ein Kopftuch zu tragen. Der Krienser Gemeinderat weist die Verantwortung für den Entscheid von sich. Die Anstellung habe in der Kompetenz der Schulleitung gelegen. Auf die entsprechende Aushilfsstelle habe sich zudem mit der Muslimin nur eine einzige Person beworben.

Erlaubnis zum Kopftuchtragen für Schülerinnen, Bürglen TG, 2013 — Das Bundes-

gericht erlaubt zwei muslimischen Mädchen im thurgauischen Bürglen, mit dem Kopftuch zur Schule zu gehen. Die Sekundarschule Bürglen wollte ihnen das zuvor verbieten – mit Verweis auf das Schulreglement, laut dem das Tragen von Kopfbedeckungen nicht erlaubt ist. Die beiden Schülerinnen fochten das Verbot aber an, mit der Unterstützung ihres Anwalts, Nationalrat Daniel Vischer (Grüne).

Vorschlag zur Verrechtlichung der Polygamie, Basel, 2014 — Ingeborg Schwenzer, Rechtsprofessorin an der Universität Basel, spricht sich für die Anerkennung der Polygamie in der Schweiz aus. In einem Gutachten für das Departement von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) schlägt Schwenzer vor, das Familienrecht vom Begriff der Ehe abzukoppeln und auf «Lebensgemeinschaften» auszudehnen. Vor allem seien polygame Beziehungen zu «verrechtlichen» – insbesondere wegen der Zunahme der Muslime in der Schweiz.

Gebetsraum für Muslime in Kaufhaus, Zürich, 2014 — Das Warenhaus Jelmoli eröffnet in seinem Laden in Zürich vorübergehend

einen Gebetsraum für Muslime. Laut einer Sprecherin des Unternehmens hat man bei Jelmoli beobachtet, «dass einige Gäste ihr Gebet an verschiedenen Orten in unserem Haus zelebriert haben». Darum biete man nun einen Raum an, in den sich die Kunden zurückziehen könnten.

Ablehnung eines Burkaverbots, St. Gallen, 2014 — Die Regierung des Kantons St. Gallen spricht sich gegen ein Burkaverbot aus. Eines der Argumente der Regierung lautet, Frauen mit Burka seien im Kanton äusserst selten anzutreffen.

Entlassung eines islamkritischen Lehrers, Luzern, 2015 — Die katholische Kirchgemeinde Luzern entlässt den langjährigen Religionslehrer Thomas Bannwart. Zuvor beschwerte sich ein muslimischer Schüler in einem Brief an die Kirchgemeinde, Bannwart verbinde in seinem Unterricht den Islam «mit dem Bösen und Schlechten». Ohne je mit dem Schüler gesprochen zu haben, erliess die Kirchgemeinde eine Reihe von Auflagen und Massnahmen gegen den Lehrer. Dieser wehrte sich gegen eine immer stärkere Einmischung in

seinen Unterricht. Als Begründung für die Entlassung führt die Kirchengemeinde unter anderem an, in «klärenden und konstruktiven Gesprächen» habe sich der 62-Jährige «kompromisslos» verhalten.

Ausnahmeregelung für Kopftuchträgerin an Schule, Thun, 2015 — Die Leitung des Thuner Oberstufenzentrums Länggasse erlaubt einer muslimischen Schülerin das Tragen eines Kopftuchs während des Unterrichts. Anfänglich hat die Schule dem Mädchen das Kopftuch verboten – mit Verweis auf die Hausordnung, laut der «Hüte und andere Kopfbedeckungen» nicht zugelassen sind. Nach einer Intervention des Thuner Bildungsdirektors Roman Gimmel (SVP) gibt die Schulleitung nach und erteilt eine «individuelle Ausnahmegewilligung». Die Muslimin wird vom Islamischen Zentralrat unterstützt.

Unzulässigkeitserklärung von Kopftuchverboten, St. Margrethen SG, 2015 — Das Bundesgericht entscheidet, Kopftuchverbote an Schulen seien unzulässig. Anlass für das Grundsatzurteil ist ein muslimisches Mädchen aus St. Margrethen. Dieses teilte mit, es werde nur noch mit Kopfbedeckung zur Schule gehen. Danach schloss die Schule das Mädchen vom Unterricht aus – mit Verweis auf die Schulordnung. Vier von fünf Bundesrichtern sind aber der Meinung, das Kopftuchverbot könne weder mit der Schuldisziplin noch mit dem Religionsfrieden, noch mit der Gleichberechtigung von Mädchen und Knaben gerechtfertigt werden.

Gebetsraum für Muslime in Schule, Luzern, 2015 — Der Kanton Luzern eröffnet in zwei Schulhäusern in Luzern sowie in einem in Sursee je einen Gebetsraum. Muslimische Schüler, die das Integrationsbrückenangebot des Kantons besuchen, fragten um einen Gebetsraum nach. Um für geordnete Verhältnisse zu sorgen, habe man diesem Wunsch stattgegeben, heisst es beim Kanton. Den Medien wird ein Augenschein in den Gebetsräumen verwehrt.

Handschlagdispens, Therwil BL, 2016 — Die Sekundarschule Therwil erlaubt zwei muslimischen Schülern, ihrer Lehrerin die Hand nicht mehr zu geben. Die beiden Muslime verweigerten ihr zuvor den Handschlag, mit der Begründung, ihnen sei es aus religiösen Gründen nicht erlaubt, eine fremde Frau zu berühren. Die Bildungsdirektorin des Kantons Baselland, Monica Gschwind (FDP), bezeichnet den Entscheid der Schulleitung als «vorerst pragmatischen Weg» im Sinne eines reibungslosen Schulbetriebs. Es handle sich jedoch «nicht um eine dauerhafte Lösung». Statt die Therwiler Schulleitung zurückzupfeifen, gibt Gschwind ein Gutachten in Auftrag. ○



Kein Job wegen Bart: Emir Tahirovic.

Schweiz

Staatlich geförderte Radikalisierung

Von Kurt Pelda — Viele Extremisten lassen sich von der Sozialhilfe aushalten. So haben sie Musse, um sich ihrer Ideologie zu widmen und das Projekt einer islamistischen Parallelgesellschaft voranzutreiben.

Wir treffen uns in einem Café irgendwo im Mittelland. Das Gegenüber sitzt an einem kleinen Tisch, einen Stapel Dossiers vor sich. Der Mann will weder seinen Namen noch jenen der Stadt, deren Sozialamt er leitet, in der Zeitung sehen. Wir unterhalten uns über Fälle von Dschihadisten und die rege Salafisten-szene in der Gemeinde und vergleichen Listen mit Namen von Personen, die radikal-islamische Moscheen frequentieren oder auf sozialen Medien durch Sympathiebekundungen für islamistische Terroristen auffallen.

Das Erstaunliche dabei: Eine ganze Reihe der in einschlägigen Kreisen bekannten Personen findet sich auch in den Dossiers der Sozialhilfebezüger, in denen der Beamte blättert. Da wäre zum Beispiel der junge Mann, der früher in der Altstadt an einem Infostand des Islamischen Zentralrats Schweiz (IZRS) für den Islam geworben hatte und sich später dem selbsternannten Islamischen Staat (IS) in Syrien anschloss.

Geld für Missionierung

«Meine Mitarbeiter kennen ihre Klienten ziemlich gut und wissen häufig, welches Gedankengut in einem Haushalt vorherrscht», erzählt der Sozialamtsleiter. «Von den uns bekannten Salafisten tauchen auffällig viele in unseren

Dossiers auf.» Darunter befindet sich zum Beispiel auch ein albanischstämmiger Immigrant, der eine salafistische Website in der Schweiz betreibt. Dort wird Geld zur Missionierung und

«Von den uns bekannten Salafisten tauchen auffällig viele in unseren Dossiers auf.»

für hungernde Muslime gesammelt. Früher, vor dem Verbot von al-Qaida und IS durch Bern, verbreitete die Seite auch Videos mit Al-Qaida-beziehungsweise IS-Logos. Die meisten Dossiers auf dem Café-Tisch gehören Sozialhilfebezüger mit salafistischem Hintergrund. Unter ihnen hat es viele mit albanischstämmigen Namen, vor allem aus dem Kosovo und aus Mazedonien, aber auch vereinzelt Kurden.

Nun wäre es falsch, zu glauben, dass die in der Schweiz lebenden Muslime anfälliger für Sozialhilfe sind als Immigranten aus mehrheitlich christlichen Ländern. Laut dem Bundesamt für Statistik, dessen Website leider keine aktualisierten Daten auflistet, lagen 2014 zwar Einwanderer aus dem mehrheitlich muslimischen Tschad mit einer Sozialquote von 41,5 Prozent an der Spitze. Doch dabei handelt es sich um eine verschwindend kleine Zahl



Religiöse Gesänge auf dem Handy: Ahmed A.

Personen. Gleich darauf folgen mit einer Quote von je 39,5 Prozent aber die weitaus zahlreicheren Immigranten aus den überwiegend christlichen Ländern Angola und Kongo. Erst danach kommen die muslimischen Staaten Jemen, Somalia, Libyen und Irak – mit Sozialquoten zwischen 35,6 und 39,2 Prozent.

Keine Zeit für Arbeit

Allerdings machen Salafisten – also Menschen, die den Koran buchstabengetreu auslegen und sich an den Lebensgewohnheiten des Propheten orientieren – nur einen kleinen Teil der in der Schweiz lebenden Gemeinschaft von mehr als 400 000 Muslimen aus. Während ein Teil der Salafisten apolitisch ist, benutzen andere – zum Beispiel viele Anhänger des selbsternannten Islamischen Zentralrats Schweiz – den Islam, um politische Ziele zu verfolgen. Dieser sogenannte politische Islam, eine besondere Ausprägung des Salafismus, bildet das ideologische Fundament und den Nährboden des dschihadistischen Terrorismus. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass viele Salafisten Terroranschläge vehement ablehnen.

Wie viele Salafisten leben in der Schweiz von Sozialhilfe? Dazu gibt es leider keine Statistiken. Allerdings deutet einiges darauf hin, dass es sich in Wirklichkeit so verhält: Nicht die Sozialhilfe bringt Salafisten hervor, vielmehr lassen sich diese nicht selten von den Steuergeldern der «Kuffar», der Ungläubigen, aushalten. Denn die Beschäftigung mit der salafistischen Ideologie, wie sie zum Beispiel im berühmten «Buch des Monotheismus» aus dem 18. Jahrhundert niedergeschrieben worden ist, oder mit den langfädigen Videos des deutschen Verführers Marcel Krass und den



Polygamer Lebensstil: IZRS-Präsident Blancho.

unzähligen Hasspredigten auf Youtube nimmt viel Zeit in Anspruch – so viel Zeit, dass für Lohnarbeit kaum noch etwas übrigbleibt. Man kann es natürlich auch so sehen wie der aus Bosnien stammende Emir Tahirovic in St. Margrethen, der gegenüber der «Rundschau» des Schweizer Fernsehens sagte, er finde als Muslim mit seinem langen Bart sowieso keine Arbeit. Und so lebt der bekennende Salafist Tahirovic mitsamt Familie grösstenteils von der Sozialhilfe.

Wen stört es da schon, wenn der inzwischen schweizweit als Querulant bekannte Familienvater zu vier Monaten Haft verurteilt wurde, weil er sich weigerte, seine Tochter in den Schwimmunterricht zu schicken? Das Sozialamt hilft in diesem Fall indirekt mit, dass ein muslimisches Mädchen zu Hause Werte vermittelt erhält, die eine spätere Integration ins Berufsleben stark behindern könnten. Denn eine der Grundsäulen des Salafismus ist die strikte Geschlechtertrennung und die Verhüllung des weiblichen Körpers. Junge Frauen, die sich an diese extremen Vorgaben halten, werden es tatsächlich schwer haben, eine Lehr- oder Arbeitsstelle zu finden. Der von Tahirovic durchs Sozialamt subventionierte Salafismus wirkt desintegrierend. Kinder von Salafisten haben wegen ihrer Überzeugungen schlechtere Berufschancen und drohen als Erwachsene selber in die Sozialhilfe abzugleiten. So gesehen, besteht das Risiko, dass sich die Sozialhilfe in der Salafistenszene perpetuiert.

Das ist zum Beispiel in der Familie des mutmasslichen Möchtegern-Dschihadisten Ahmed J. aus Winterthur passiert. Ihn hat die Bundesanwaltschaft wegen Unterstützung des IS und Verbreitung brutaler Bilder von

Folterungen und Exekutionen angeklagt. Der heute 26-jährige Schweizer mit libanesischen Wurzeln frequentierte genauso wie sein Vater unter anderem die berühmte Salafisten-Moschee an-Nur in Winterthur. Aus dem Umfeld dieses Gebetshauses sind mindestens fünf junge Muslime nach Syrien zum IS gegangen. Als er noch bei seinen Eltern wohnte, konnte der jetzige Sozialhilfebezüger Ahmed J. zeitweise aus nächster Nähe miterleben, wie es ist, wenn der Vater ohne Arbeit ist und von Sozialhilfe lebt. In seiner von Steuergeldern finanzierten Freizeit verbreitete der junge Mann unter anderem Bilder von brutalen Folterungen, Steinigungen und weiteren Exekutionsformen, wie sie beim IS üblich sind.

Subventionen für die Vielehe

Ein anderer junger Mann, der den Winterthurer Sozialbehörden bestens bekannt ist, heisst Ahmed A. und gehört zur Jugendgruppe der An-Nur-Moschee. Dort fällt er unter anderem auf, weil er religiöse Gesänge (Naschid) des IS auf seinem Handy gespeichert hat und beim Abspielen häufig mitsingt, so dass ihn die älteren Mitglieder in der Öffentlichkeit manchmal massregeln müssen. Ausserdem wurde er schon beobachtet, wie er sich auf einem Schulhof in Winterthur Töss ostentativ mit der Jugendgruppe gegen Mekka verbeugte, während kleine Kinder zuguckten. Schon vor drei Jahren stellte der somalischstämmige Ahmed A. einen Beitrag auf Facebook, in dem das Kalifat als die einzige Lösung für die muslimische Weltgemeinschaft angepriesen wurde. Das hält den Sozialfall aber nicht davon ab, vom Geld zu leben, das seine Familie von den ungläubigen Steuerzahlern erhält.

Dem libyschen Imam A.E. der An-Nur-Moschee, dessen ältester Sohn bei den «Gebetsaktionen» der Jugendgruppe auf dem erwähnten Schulhof als Vorbeter fungierte, ermöglichen Steuergelder indirekt einen angenehmen Lebensstil. Offiziell ledig, ist er gemäss Scharia mit drei Frauen verheiratet, einer in Libyen und zweien in Winterthur. Während seine letzte Frau, eine Schweizer IV-Rentnerin, ihm seinen jüngsten Sohn geschenkt hat, führt die zweite Frau einen Haushalt in Winterthur Töss mit seinen vier restlichen Kindern, darunter drei Söhne, die alle schon durch radikalislamische Äusserungen aufgefallen sind. Diese Ehefrau stammt aus dem Irak. Der Imam verdient sein Geld selbst, aber entweder ist er unwillig oder die Mittel reichen nicht aus, um die Frau mit ihren vier Kindern finanziell ausreichend zu unterstützen. Dafür springt dann das Sozialamt ein. Die Sozialhilfe subventioniert hier indirekt den polygamen und kinderreichen Lebensstil eines Salafisten – ganz ähnlich wie das auch im Fall einiger Exponenten des IZRS geschieht. ○

«Ein muslimisches Europa ist das Ziel»

Von Pierre Heumann und Juha Törmälä (Bild) — Der israelische Historiker Efraim Karsh ist einer der profiliertesten Kenner des Nahen Ostens. Er sieht die Massenmigration nach Europa sehr kritisch. Die Einwanderer würden keine Integration anstreben.

Der Westen trage die Schuld an den Konflikten im Nahen Osten – der Kolonialismus und militärische Interventionen seien die Ursachen für die Wirren im Orient, sagen viele Analytiker. Das sei eine Fehleinschätzung, sagt der israelische Politologe Efraim Karsh und stützt sich dabei auf langjährige Studien. Der Ursprung der nahöstlichen Tragödie sei nicht in den westlichen Hauptstädten zu suchen, sondern in einem historischen Fehler des untergegangenen Osmanischen Reichs. Imperialistisch sei nicht der Westen, sondern der Islam. Karsh warnt vor den Gefahren einer Islamisierung Europas.

Professor Karsh, Europa macht eine demografische Revolution durch, ausgelöst durch Flüchtlinge...

... mir gefällt der Ausdruck «Flüchtlinge» nicht.

Was ist daran falsch?

Es handelt sich grösstenteils um Einwanderer. Nur ein relativ kleiner Prozentsatz kommt aus Kriegsgebieten wie Syrien. Viele stammen aus Afrika, aus armen Ländern wie Eritrea oder Somalia. Sie sind auf der Suche nach einem besseren Leben. Offensichtlich ist ein grosser Teil der Dritten Welt nicht so erfolgreich wie Europa. Das heisst aber nicht, dass jeder, der europäischen Wohlstand will, in Europa leben muss.

Wen soll Europa denn aufnehmen?

Das ist Europas Entscheidung. Europa sollte allerdings nicht vergessen: Die meisten Immigranten sind Muslime.

Wo liegt das Problem?

Immigranten aus Südostasien, um ein Beispiel zu nennen, versuchen, sich in die Gesellschaft zu integrieren. Auch wenn sie einen Teil ihres kulturellen Erbes bewahren, akzeptieren sie, dass sie in einer neuen Umgebung angekommen sind, deren gesellschaftlichem Kodex sie nachleben müssen. Muslimische Immigranten sehen das anders. Im Gegensatz zum Christentum ist der Islam nach wie vor eine auf Expansion bedachte Religion. Er strebt die Weltherrschaft an. Deshalb sind muslimische Minderheiten in ihren Gastländern nicht darauf bedacht, sich zu integrieren. Sie wollen von den Vorteilen profitieren, die westliche Gesellschaften offerieren, und gleichzeitig wollen sie diese nach ihren eigenen Vorstellungen beeinflussen oder sogar verändern.



«Der Islam versteht sich als politischer Glaube»: Efraim Karsh.

Eine bessere Integration in den Arbeitsmarkt würde das Problem lösen.

Keineswegs. Es geht nicht darum, dass sie Jobs haben, einen höheren Lebensstandard realisieren und ihren Beitrag für die Gesellschaft leisten.

Sondern?

Europa steht jetzt an einem entscheidenden Punkt seiner Geschichte. Wenn es eine starke muslimische Einwanderung akzeptiert, wird Europa in einer oder zwei Generationen zu etwas vollkommen anderem transformiert werden. Muslimische Gesellschaften sind nach wie vor sehr religiös. Die Menschen sind sehr fromm, in einer Art und Weise, wie wir es in Europa nicht kennen. Heute gehen in Grossbritannien mehr Muslime in die Moschee als Christen in die Kirche, obwohl Muslime in der Bevölkerung nur eine Minderheit ausmachen.

Sie prophezeien im Ernst ein muslimisches Europa?

Alles wird natürlich davon abhängen, wie viele Menschen Europa in den nächsten Jahrzehnten aufnehmen wird. Bereits heute hat Europa eine relativ grosse und schnell wachsende muslimische Bevölkerung. Sie vermehrt sich viel schneller als diejenige der Europäer, deren Geburtenraten bekanntlich abnehmen.

Das ist doch genau der Grund, weshalb der Westen auf die Einwanderung angewiesen ist: zur Finanzierung der sozialen Sicherheit.

Ich kenne das Argument, aber ich kann ihm nicht folgen. Aufgrund der Immigration steigt zwar der Anteil der Jungen an der Bevölkerung. Aber auch die Risiken steigen.

Welche?

Die Gesellschaft wird sich denjenigen annähern, aus denen die Immigranten stammen. Europäische Länder werden dann zu Drittweltstaaten. Denn die Immigranten werden ihre Werte und ihren Lebensstil den Europäern aufzwingen und nicht umgekehrt. Das Argument von den ökonomischen Vorteilen ist deshalb Unsinn. Falls sich die Europäer Sorgen machen, dass ihre Bevölkerung stagniert, sollten sie Anreize für die einheimische Bevölkerung schaffen, mehr Kinder zu haben – statt Menschen aus Staaten aufnehmen, die man als gescheitert bezeichnen muss. Wenn man heute eine so grosse Zahl von Menschen aus gescheiterten Staaten in der Schweiz aufnimmt, dass diese eines Tages in der Mehrheit sein werden, wird die Schweiz nicht mehr die Schweiz sein, sondern ein gescheiterter Staat in Europa.

Haben Sie die Handschlag-Affäre von Therwil, einer Stadt unweit Basels, verfolgt?

Durchaus, ja. (*Lacht*)

Wie sollte man Ihrer Meinung nach reagieren, wenn konservative Muslime mit Kon-



«Auf dem Weg zu mehr Islam»: Moschee in Köln.

takten zwischen Mann und Frau ausserhalb der Familie ihre liebe Mühe haben?

Darüber sprechen wir ja jetzt gerade. Die muslimischen Einwanderer streben keine Integration an. Der Islam ist nach wie vor imperialistisch in dem Sinn, dass er die Welt beherrschen will. Muslime, sogar wenn sie in anderen Gesellschaften leben, sehen sich nicht als Minderheit, die die religiösen und kulturellen Werte ihrer Aufnahmeländer zu respektieren hat. Sie sehen diese Gesellschaften als Teil des «Haus des Islam».

Eine etwas pauschale Aussage. Es gibt sehr viele Muslime, die in der westlichen Gesellschaft erfolgreich sind.

Ohne Zweifel. Aber der Islam macht nicht denselben Prozess durch, den etwa das Christentum hinter sich hat: die Trennung von Kirche und Staat, die Säkularisierung. Anders als das Christentum hat der Islam seinen expansionistischen Geist beibehalten. Ich sage das nicht wertend, sondern es ist eine Tatsache. Der Islam versteht sich als politischer Glaube. Ähnlich wie das Judentum ist auch der Islam eine umfassende Religion, eine Lebensweise. Deshalb haben Muslime ihre eigenen Werte, und die sind anders als die unseren.

Wo sehen Sie den wichtigsten Unterschied?

Darin, dass ihr religiöses Oberhaupt in der Politik an der Spitze steht. Wenn immer möglich, werden Religion und Politik miteinander vermengt, zum Beispiel im Iran, in Saudi-Arabien, im Islamischen Staat. Viele Leute sind schockiert über das brutale Vorgehen des Islamischen Staates. Aber er befolgt nur die Regeln im Islam. Der IS ist keine krankhafte Abweichung vom Islam.

Es gibt freilich mehrere Auslegungen des Islam.

Aber wenn Sie ein echter Muslim sind, wollen Sie die Scharia befolgen. Das bedeutet dann zum Beispiel Handabhacken für Diebstahl. Im Iran werden Ehebrecher zu Tode gesteinigt, also in dem Land, das jetzt von Europa hofiert wird.

Wie liesse sich der Islam Ihrer Meinung nach reformieren?

Natürlich gibt es im Islam auch moderate Strömungen. Aber ich bin kein Soziologe, mich interessieren in erster Linie die politischen Aspekte des Islam. Im Christentum ist Jesus eine spirituelle Person, ein Prediger, aber keine politische oder gar militärische Führungsperson. Im Islam ist das anders. Mohammed war von Anfang an sowohl ein Politiker als auch ein militärischer Oberbefehlshaber. Deshalb wurde das Konzept des Dschihad entwickelt, um die Menschen zum Kampf anzuspornen.

Dschihad kann man indes auch als eine geistige Anstrengung verstehen, nicht unbedingt als eine Aufforderung zum Krieg.

Das sagen zwar einige westliche Interpreten des Islam. Aber sie liegen falsch. Dschihad bedeutet, sich für Allah und dessen Weg einzusetzen. Als das Osmanische Reich Russland, Frankreich, Grossbritannien den Dschihad erklärte, ging es nicht darum, dass die osmanischen Bürger zu Hause den Koran studieren und in der Moschee beten sollten. Dschihad ist Dschihad ist Dschihad – und jeder weiss, was damit gemeint ist. Man kann sich zwar einreden, dass Dschihad ein Synonym für Spenden an Bedürftige sei, das tönt dann nett – aber es ist falsch. (*Lacht*) Solches Schönreden gehört zur Art und Weise, wie im Westen der Islam entschärft wird. Nehmen Sie US-Präsident Barack Obama: Er spricht im Zusammenhang mit Terror nicht von islamischem Extremismus oder von Islamismus, sondern von militanten Extremisten.

Damit will er politisch korrekt sein.

Wer das Problem falsch benennt und nicht identifiziert, wird es nicht in den Griff bekommen. Die richtige Diagnose ist ein wichtiger Schritt zur Problemlösung.

Es gibt aber einen Zusammenhang zwischen Armut und Terror. Wer Not leidet, neigt zu Gewalt, ob er nun Muslim ist oder nicht.

Das sehe ich anders. Terroristen sind in der Regel nicht arme Leute, die mit Mühe und Not für den Unterhalt ihrer Familien aufkommen. Radikale und gewaltbereite Aktivisten sind meistens gutausgebildete Menschen, denen es materiell an nichts fehlt. Jassir Arafat war Ingenieur, unter Terroristen finden sich auch Ärzte, Studenten oder Söhne steinreicher Eltern, wie etwa Osama Bin Laden. Arme Menschen sind weniger militant als die ausgebildeten, das wissen wir aufgrund von Meinungsumfragen und vielen Beispielen. Die Vorstellung, dass wir nur für genügend Jobs und gute Saläre

sorgen müssten, damit aus den Immigranten nette Europäer würden, die dem Terror abschwören, ist blanker Unsinn.

Immerhin hat sich die erste Generation muslimischer Einwanderer gut integriert.

Aber deren Kinder haben Probleme mit dem Westen.

Weil sie bei der Stellensuche aufgrund ihrer arabischen Namen diskriminiert werden.

Das wird oft behauptet, ist aber falsch. Die erste Generation integrierte sich ökonomisch, nicht aber gesellschaftlich. Wären sie wirklich Europäer geworden, würden ihre Kinder nicht den Weg einschlagen, der sie zu Dschihadisten macht. Andere Minderheiten sind da anders. Nehmen Sie die Italiener, Chinesen oder Juden in Amerika: Anfangs waren sie Aussenseiter, doch deren Kinder sind heute integriert. Es kommt zu Mischehen, sie assimilieren sich, leben und akzeptieren den *American Way of Life*.

Weshalb ist das bei Muslimen anders?

Die meisten ethnischen Minoritäten können sich in der neuen Umgebung ihrer Aufnahmeländer integrieren und anpassen, ohne dabei ihre religiösen, gesellschaftlichen und kulturellen Traditionen aufzugeben. Der Islam aber hat seinen missionarischen Eifer nicht abgelegt. Er ist weiterhin imperialistisch. Deshalb streben Muslime nicht nach Integration. Vielmehr wollen sie ihre Werte den adoptierenden Gesellschaften auferlegen. Lange vor dem Aufstieg von al-Qaida und des Islamischen Staats, seit den späten 1980er Jahren, sahen Muslime die wachsende muslimische Gemeinschaft in Frankreich als Beweis dafür, dass auch Frankreich Teil des «Hauses des Islam» sei. In Grossbritannien machen selbst moderate Muslime kein Geheimnis aus ihren Zielen. So hat der vor einigen Jahren verstorbene Zaki Badawi, ein Doyen des interreligiösen Dialogs in Grossbritannien, gesagt, dass der Islam eine universelle Religion sei. Ihr Ziel sei es, die Botschaft des Islam in alle Ecken der Welt zu tragen. Eines Tages werde die ganze Menschheit eine einzige muslimische Gemeinschaft sein, predigte Badawi. Das sagte ein moderater Mann! Auch der türkische Premierminister Ahmet Davutoglu erklärte im Januar 2015 vor Schweizer Muslimen in Zürich, der Islam sei Europas «einheimische Religion» und werde es bleiben. Die Türkei werde der EU beitreten, «mit unserer Sprache, unseren Traditionen und unserer Religion». Der Westen ignoriert das. Deshalb werden eines Tages unsere Enkel aufwachen und feststellen, dass sie den Regeln der Scharia gehorchen müssen.

Wer unterstützt dieses globale Programm?

Die Muslimbrüderschaft zum Beispiel. Auf deren Website heisst es klipp und klar,

dass die Welt am Ende muslimisch sein werde. Ajatollah Chomeini, der Gründer der Islamischen Republik Iran, sprach davon, jetzt tut es auch der Islamische Staat. Die Hamas fordert in ihrer Charta explizit, das islamische Gesetz wiederherzustellen. Die laut Programm angestrebte Zerstörung Israels wäre für sie nur ein erster Schritt dazu, um das Kalifat wieder einzurichten. Viele Muslime in Frankreich sagen seit Jahrzehnten, dass Frankreich Teil des «Hauses des

«Statt dass der Nahe Osten westlicher wird, wird der Westen langfristig islamischer.»

Islam» sein werde früher oder später. Ein muslimisches Europa ist das Ziel der Muslime. Weshalb würden sie sonst Moscheen im Westen finanzieren, auch in der Schweiz? Weshalb gründen sie an Eliteuniversitäten Lehrstühle für Islamstudien oder Zentren, die sich der Geschichte des Persischen Golfes widmen?

Dämpft der globale Ölpreiskollaps die Verbreitung des Islam, weil bei den Gönnern von Moscheen und islamischen Zentren das Geld knapp wird?

Vielleicht wird Saudi-Arabien vorübergehend etwas weniger in die Verbreitung des Islam investieren. Aber die Infrastruktur ist bereits vorhanden. Und vielleicht geht der Ölpreis auch wieder rauf. Wobei es nicht nur ums Geld geht.

Sondern?

Um Konversionen. In Mischehen tritt die Frau meistens zum Islam über. Muslime versuchen zudem, in europäischen Städten die Scharia durchzusetzen. In Grossbritannien gibt es bereits Gegenden, in denen die Scharia als Gesetz gilt. In gewissen Städten senden Muslime ihre Sittenpolizei aus, die dafür sorgen soll, dass Frauen züchtig gekleidet sind.

Die Toleranz gegenüber dem Islam ist historisch verständlich. Der Westen fühlt sich schuldig für die Sünden des Kolonialismus.

Das ist Unsinn. Gegenüber dem Nahen Osten besteht überhaupt kein Grund zu Schuldgefühlen. Abgesehen von Nordafrika durch die Franzosen und Libyen ist der grösste Teil des Nahen Ostens vom Westen nicht kolonisiert worden. Es gab nach dem Zerfall des osmanischen Reichs zwar ein Mandatsystem für Teile des Nahen Ostens, aber mit dem Ziel, die Unabhängigkeit anzustreben. Externe Einflüsse haben bei der politischen Entwicklung eine zweitrangige Rolle gespielt.

Einspruch: Die Briten haben das Osmanische Reich zerstört, zusammen mit der UdSSR den Iran besetzt, später hat der Westen in Teheran einen Staatsstreich inszeniert, Israel wurde gegründet, Russland und die USA haben massiv in Afghanistan

respektive im Irak eingegriffen. Sind das etwa keine externen Einflüsse?

Ja, aber es handelte sich dabei um extreme Ausnahmen. Und es handelte sich dabei in der Regel nicht um den Versuch, eine regionale Ordnung anzupeilen, sondern um Antworten auf unerwünschte Entwicklungen. Schuld, wenn Sie das Wort brauchen wollen, hat das Osmanische Reich.

Wie denn das?

Das Osmanische Reich war keineswegs das glücklose Opfer einer Geheimdiplomatie, die ihm seine Gebiete wegnehmen wollte. Der Untergang der Osmanen war das Resultat ihrer katastrophalen Entscheidung, im Ersten Weltkrieg auf die falsche Seite zu setzen. Das war mit Abstand die weitestreichende Entscheidung in der Geschichte des Nahen Ostens. Hätte sich das Osmanische Reich aus dem Konflikt rausgehalten, hätte es die Wirren vielleicht überlebt.

Was hat das Erstarken islamischer Kräfte mit dem Untergang der Osmanen zu tun?

Es ist eine Korrektur dessen, was nach dem Zerfall des Osmanischen Reichs passiert ist. Die wichtigste muslimische Macht wurde damals zerstört. Darauf entbrannte ein Kampf um das Erbe der Osmanen. Doch das Vakuum wurde nicht gefüllt, sondern nur oberflächlich zugedeckt. Die neuen Machthaber unterdrückten die islamischen Kräfte, um sich die Macht zu sichern. Jetzt beobachten wir ein Aufstreben der islamischen Kräfte, die während vieler Jahrzehnte von Diktatoren unterdrückt worden waren.

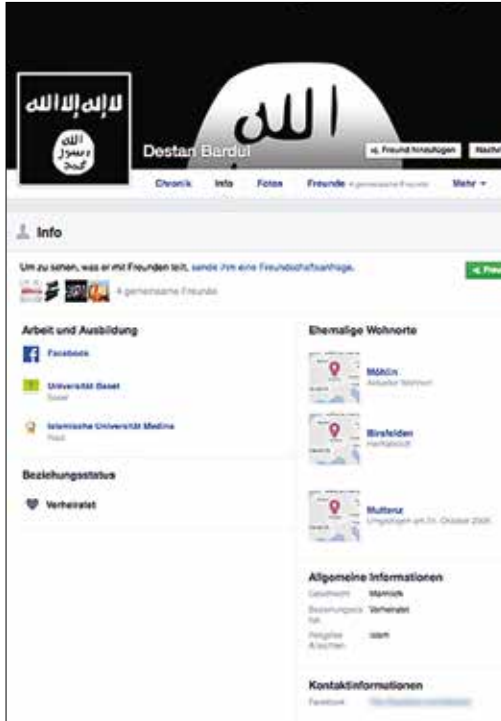
Weshalb gerade jetzt?

Nach der Zerstörung des Osmanischen Reichs installierten sich Regimes, die offiziell nicht religiös waren. Sie hofften, mit einer panarabischen Ideologie eine Alternative zu den Islamisten schaffen zu können. Aber an der Basis blieb der Islam stark. Auch die Diktatoren hielten am Islam als Staatsreligion fest. Dann kam es 1979 im Iran zur islamischen Revolution. Vor fünf Jahren war Hosni Mubarak in Ägypten am Ende zu schwach, um sich an der Macht zu halten. Die Muslimbrüderschaft, die ihm folgte, wurde zwar nach kurzer Zeit entmachtet – aber von einem Mann, der ebenfalls religiös ist. Jetzt ist auch die Türkei auf dem Weg zu mehr Islam. Der Nahe Osten wird aus all diesen Gründen weder demokratisch noch säkular, noch westlich sein. Zusammen mit Teilen Nordafrikas exportiert er den Islam nach Europa. Statt dass der Nahe Osten westlicher wird, wird der Westen langfristig mittelöstlicher und islamischer.

Efraim Karsh, 1953 in Israel geboren, ist Professor für politische Wissenschaften an der Bar-Ilan-Universität unweit Tel Avivs. Der emeritierte Professor am King's College in London hat sich mit ebenso beachtetem wie kontroversen Publikationen über den Mittleren Osten einen Namen gemacht.

Die Salafistenszene wächst rasant

Von Kurt Pelda — Zahlen zu Islamisten in der Schweiz sind rar. Dennoch lässt sich ein starkes Wachstum belegen. Radikale Elemente sind zuerst vor allem aus Nordafrika und später vom Balkan her eingewandert.



IS-Flagge im Facebook-Profil: Bardul Destanovski.



Emir von al-Qaida: Moez Garsallaoui.

Das Wachstum der Schweizer Salafistenszene ist zu einem guten Teil Folge der Einwanderung und einer laschen Asylpolitik. Die ersten Islamisten kamen in den 1960er Jahren in die Schweiz. Aufgenommen wurden damals unter anderem prominente Muslimbrüder aus Ägypten. Das waren die Schweizer Anfänge der Familie Ramadan, deren Sprössling Tariq heute ein bekannter Publizist und Islamist ist.

Genf entwickelte sich zu einem Zentrum der weltweit vernetzten Muslimbruderschaft und zog in den 1990er Jahren zunehmend auch Muslime aus dem Maghreb an, von denen einige enge Kontakte zu radikalislamischen Gruppen in ihren Heimatländern unterhielten. Auch Ayman az-Zawahiri, der heutige Al-Qaida-Chef, hielt sich damals mehrfach in Genf auf und eröffnete dort ein Bankkonto.

Aufrufe zum globalen Dschihad

1998 wurde der islamistische Terrorist Omar Bouallouche verhaftet, verurteilt und ins Gefängnis gesteckt. Fast zur gleichen Zeit reiste der Tunesier Moez Garsallaoui in die Schweiz ein und erhielt Asyl. Zusammen mit seiner Frau betrieb er Websites und verbreitete Propaganda zugunsten von al-Qaida. Das Paar wurde deshalb verurteilt, doch seine sechs Monate Haft musste Garsallaoui nie absitzen. Er flüchtete rechtzeitig via Belgien nach Pakistan.

Ganz anders als von der Schweizer Kuscheljustiz wurde das Paar in Belgien angefasst: Die beiden wurden zu je acht Jahren Gefängnis verurteilt, er in Abwesenheit. Garsallaoui stieg im afghanisch-pakistanischen Grenzgebiet schon bald zu einem «Emir» des Qaida-Netzwerkes auf. 2011 soll er in die Entführung eines Schweizer Touristenpaares in Pakistan verwickelt gewesen sein. Einer seiner Schüler war der Terrorist Mohammed Merah, der 2012 in Frankreich sieben Personen ermordete. Im selben Jahr wurde der ehemalige Sozial-

Unter den IZRS-Mitgliedern gibt es eine ganze Reihe, die al-Qaida oder den IS verehrt.

hilfebezüger aus dem Kanton Freiburg in Pakistan Opfer eines amerikanischen Drohnenangriffs.

Mit der Einwanderung vom Balkan und der Fluchtwelle infolge des Bürgerkriegs in Ex-Jugoslawien kam eine Handvoll ganz anderer muslimischer Extremisten in die Schweiz. 2009 vermerkte der Nachrichtendienst des Bundes (NDB), dass einige von ihnen durch Teilnahme an Extremistentreffen im europäischen Ausland und durch Aufrufe zum globalen Dschihad aufgefallen seien. Ausserdem

liessen sich direkte Bezüge von Islamisten aus der Balkanregion zu transnationalen Gruppen erkennen.

Sympathie für eine Messerstecherin

Wie viele Salafisten in der Schweiz leben, darüber gibt es keine Statistik. Eine Vorstellung vom Wachstum der Szene gibt jedoch die Beobachtung von Dschihad-Sympathisanten im Internet. 2014 sprach der NDB von über hundert Internetnutzern mit Verbindungen zur Schweiz, die «islamistisches oder dschihadistisches Material mit zum Teil starkem Gewaltbezug» verbreitet hatten. Ein Jahr später schrieb der NDB: «In der Schweiz fühlen sich bisher vor allem psychisch instabile, orientierungslose, mehrheitlich männliche Jugendliche mit unbefriedigenden Zukunftsperspektiven angesprochen [...]» Auch sympathisierten zahlreiche Nutzer sozialer Netzwerke offen mit der dschihadistischen Ideologie. Erst kürzlich informierte der NDB, dass im «Dschihad-Monitoring» mittlerweile über 200 identifizierte Internet-Nutzer mit Schweiz-Bezug aufgefallen seien, die dschihadistisches Gedankengut verbreiteten. Insgesamt hat der NDB inzwischen 400 Personen auf dem Radarschirm. Die Szene scheint also rasant zu wachsen.

Ein Indiz, dass Salafismus in den einschlägigen Kreisen zunehmend en vogue ist, bietet auch die Expansion des Islamischen Zentralrats Schweiz (IZRS). Gegründet als Folge des diskriminierenden Minarett-Verbots, hatte der Islamrat anfänglich nur gerade elf Aktivmitglieder. Heute, also sieben Jahre später, sollen es knapp fünfzig sein. Die Zahl der zahlenden Passivmitglieder hat angeblich die Marke von 3000 erreicht. Allerdings sind wohl nicht alle dieser IZRS-Leute echte Salafisten. Der selbsternannte Islamrat repräsentiert damit nur ein Splittergrüppchen von 0,75 Prozent der insgesamt mehr als 400 000 Muslime in der Schweiz. Unter den IZRS-Mitgliedern gibt es eine ganze Reihe, die al-Qaida oder den Islamischen Staat (IS) mehr oder weniger offen verehren.

Einer, der ganz von Anfang an beim IZRS dabei war, ist der aus dem ehemaligen Jugoslawien stammende Schweizer Bardul Destanovski in Baselland. Er ist einer jener Querulanten, die sich konstant weigern, die Tochter in den gemischten Schwimmunterricht zu schicken. Längere Zeit zierte eine IS-Flagge Destanovskis Titel- und Profilbild auf Facebook. Inzwischen ist der Mann vorsichtiger geworden: Jetzt verbreitet er unter anderem Beiträge, die den türkischen Präsidenten Erdogan verherrlichen oder die Sympathien bekunden für die mutmassliche Terroristin und deutsch-marokkanische IS-Anhängerin Safia S. Die Fünfzehnjährige hat im Februar einen Polizisten in Hannover bei einem Attentat mit einem Messer lebensgefährlich am Hals verletzt. ○



Optisches Tuning.

Stil

Islamischer Chic

Von Claudia Schumacher — Modedesigner haben den Markt für muslimische Kleidung entdeckt und verkaufen nun auch im Westen Schleier und Burkas. Muss man sich vor dem Burkini fürchten?

Pop-Sängerin Rihanna begann mit dem Spiel. Natürlich musste Madonna nachziehen. Dann kamen Modehäuser wie DKNY, Tommy Hilfiger und Dolce & Gabbana auf den Geschmack. Mittlerweile ist der Trend in der Mitte der Gesellschaft angekommen – die Kleiderkette H&M und die britischen Kaufhäuser von Marks & Spencer machen mit. Der Trend: die Verhüllung des weiblichen Körpers nach den strengen Vorschriften des Islam.

In Frankreich ist darüber eine Debatte entbrannt, die Philosophen, Feministinnen und Politiker umtreibt. Dürfen Designer und Kaufhäuser Schleier, Burkas und Burkinis einfach so als den neusten Schrei anbieten? Dürfen sie Geschäfte machen mit der Verhüllung der Frau? Ist Mode der Politik oder Ideologien verpflichtet, und wenn ja: Welches Verständnis von Freiheit erwarten wir von ihr in den europäischen Ländern der Aufklärung, des Laizismus und, ja, auch des Christentums?

2013 machte Rihanna ein Mode-Shooting im schwarzen Hosenanzug, bedeckt von Kopf bis Fuss, das Haar verschleiert. Madonna zeigt sich auf Instagram mitunter in einer Burka. DKNY brachte 2014 eine Ramadan-Kollektion heraus. Tommy Hilfiger folgte, H&M brachte 2015 ein Kopftuch in die Läden. Im Januar lancierte

«Designer sind dazu da, Frauen schöner zu machen und ihnen Freiheit zu schenken.»

Dolce & Gabbana fröhlich gemusterte Ganzkörper-Roben mit passenden Kopftüchern.

Den grössten Zündstoff bietet derzeit der Burkini, den Marks & Spencer neuerdings in sein Angebot aufgenommen hat. Die ganzkörperbedeckende Badebekleidung ist in Schwarz und Blau erhältlich und mit floralen Mustern versehen. Es handelt sich um eine Hose und

ein langärmeliges Oberteil, das oben nahtlos in eine Badekappe mündet. Eine Frau, die es trägt, setzt lediglich ihr Gesicht, ihre Hände und ihre Füße den Blicken anderer aus.

«Ich fordere zum Boykott aller Firmen auf, die in ihren Kollektionen Frauen verschleiern», sagt die französische Philosophin und Feministin Elisabeth Badinter. Die sozialistische Familienministerin Frankreichs, Laurence Rossignol, zielte bei ihrer Kritik direkt auf die gläubigen Frauen – sie verglich diese mit Schwarzen, welche die Sklaverei befürworteten.

Integrativer Türöffner

Frauen als Gefangene eines indoktrinierenden Glaubens – ein Totschlag-Argument gegen jede Muslimin, die behauptet, sich selbstbestimmt für den Schleier entschieden zu haben. Auch Pierre Bergé, Mitgründer des Design-Labels Yves Saint Laurent und Lebensgefährte des gleichnamigen Designers bis zu dessen Tod, bewertet die Lage negativ. «Modeschöpfer sollten die Finger von islamischer Kleidung lassen», so Bergé. «Designer sind dazu da, Frauen schöner zu machen und ihnen Freiheit zu schenken. Sie dürfen nicht mit dieser Diktatur kollaborieren, die den Frauen den Gräuel auferlegt, ein verstecktes Leben zu führen.»

Ein oft angeführtes Argument in diesen Debatten ist, dass westliche Frauen im Nahen Osten gezwungen würden, sich zu verhüllen – handkehrum dürfen wir im Westen die Musliminnen zwingen, sich auszuziehen. Aber wird der Eingriff ins Private dadurch weniger grausam? Wie fühlt sich wohl ein Mädchen, das zum protektiven Umgang mit dem eigenen Körper erzogen wurde, wenn es plötzlich einen Bikini tragen soll?

Marks & Spencer hat sein Sortiment für Damenbademode um den Burkini erweitert und nicht den Bikini durch den Burkini ersetzt. Das westliche Kleidungsstück bleibt dominierend. Schaut man sich den Burkini an, muss man keine Angst zu haben, dass die Tochter bei H&M, Manor oder Globus einen Burkini kaufen will, sollte dieser hierzulande Eingang ins Sortiment finden – unsere Mädchen wollen attraktiv sein. Der Burkini verhilft ihnen – bewusst – zur gegenteiligen Wirkung auf die Männer.

In diesem Sinn ist es unwahrscheinlich, dass vom Burkini eine gesellschaftliche Gefahr ausgeht. Vielmehr hat er eine positive Wirkung: Muslimische Mädchen kommen dank dem Burkini in den Schwimmunterricht und können bei Klassenfahrten mit den Kameraden baden. Wenn der Burkini durch die Aufmerksamkeit der Modebranche ein optisches Tuning erfährt, werden sie nicht mehr die lächerlich gekleideten Aussenseiterinnen sein. Der Burkini kann als integrativer Türöffner verstanden werden. Auch wenn es sich lohnt, die Ausbreitung islamischer Mode und deren Auswirkungen im Auge zu behalten. ○

7 Tipps für gesunde Füsse



Von Melanie Wicki-Amrein. Kein Kleidungsstück wird so intensiv beansprucht wie der Schuh. Im Frühling und Sommer stecken unsere Füsse besonders lang in ihrer ledernen Hülle. Was gilt es beim Schuhkauf zu beachten? Sieben Tipps von der Helvesko AG-Chefin.

Ein durchschnittlicher Mensch umrundet im Laufe seines Lebens viermal den Globus – zu Fuss. Dass es dabei nicht gesundheitsfördernd sein kann, die falschen Schuhe zu tragen, liegt auf der Hand. Aber was genau können falsche Schuhe anrichten?

Das US-Gesundheitsmagazin Health.com fragte kürzlich: «Are your shoes killing you?» Die Antwort auf die provokante Frage gibt die Präsidentin der American Orthopaedic Foot and Ankle Society, Judy Baumgartner: Es vergehe ein wenig Zeit, bis sich die gesundheitlichen Konsequenzen von schlechtem Schuhwerk zeigen würden. «Es ist nicht so, dass Sie einen Tag nachdem Sie Stiletto getragen haben,



eine Arthritis am Knie entwickeln.» Die Folgen zeigen sich erst im Laufe der Zeit und gingen weit über dieses oder jenes Wehwehchen hinaus. «Wenn Ihre Knie oder Füsse schmerzen, dann sitzen Sie nur noch rum und tun nichts mehr für Ihre Gesundheit.» Fehlbildungen und Schmerzen am Fuss werden in den meisten Fällen durch das Tragen von gesundheitstechnisch ungenügenden Schuhen über eine längere Zeit hinweg verursacht. Der menschliche Fuss ist ein Wunderwerk der Natur. Seine bogenförmige Konstruktionsweise erlaubt uns – bei gesunden Füßen – den typisch federnden Gang, der das ganze Körpergewicht optimal auf den Boden bringt. Die falschen Schuhe sind verantwortlich dafür, dass die natürliche Form des Fusses sich verändert.

Wer beim Kauf und Tragen von Schuhen einige wenige Dinge beachtet, kann dennoch seine Füsse natürlich und gesund erhalten.

1. Tragen Sie nur selten High Heels. Schuhe mit hohen Absätzen sind aus gesundheitlicher Sicht ein No-Go. Sie verändern die Körperhaltung beim Gehen und führen zu einer unnatürlichen Beanspruchung der Zehen. Zu einem besonderen Anlass wie einer Party in hohen Absätzen zu erscheinen, ist dennoch für viele Damen eine Verlockung. Im Alltag sollten die hohen Absätze aber äusserst sparsam zum Einsatz kommen.

2. Je natürlicher, desto besser. Die Füße neigen dazu, sich an eine schlechte Schuhform zu gewöhnen. Deshalb gilt es, alles was quetscht oder drückt zu vermeiden. Dazu zählen insbesondere vorne spitz zulaufende Schuhe.



3. Flache Schuhe sind nicht automatisch gesund. Der Schuh sollte die Bogenform des Fusses unterstützen und, besonders an der Ferse, Stösse auffangen. Bei einer zu dünnen Sohle ist dies nicht möglich.

4. Wählen Sie die richtige Grösse. Es mag trivial klingen, aber gemäss wissenschaftlichen Untersuchungen trägt jeder Zehnte eine falsche Schuhgrösse. Bei Kindern sind es sogar rund siebenzig Prozent. Zu kleine Schuhe führen zu organischen Veränderungen, besonders im Bereich der Zehen, was chronische Schmerzen nach sich ziehen kann. Zu grosse Schuhe bewirken eine veränderte Gangart mit zu kleinen, unregelmässigen Schritten und ein Abrutschen beim Gehen, was ebenfalls zu Quetschungen führt. Die Beratung in einem Fachgeschäft hilft bei der Bestimmung der richtigen Schuhgrösse.

5. Tragen Sie Sorge zu Ihren Schuhen. Ein guter und optimal sitzender Schuh kann viele Jahre lang Freude bereiten. Dafür ist es wesentlich, ihn nicht täglich zu tragen, sondern diesem jeweils mindestens einen Tag Ruhe zu gönnen. Neben der richtigen Materialpflege ist es auch wichtig, für verschiedene Anlässe die passenden Schuhe zu haben. Schuhe um abends auszugehen, sollten Sie übrigens etwas grösser kaufen: Denn auch der Fuss ist abends grösser als morgens.

6. Mode- und Gesundheitsbewusstsein schliessen sich nicht aus. Der aktuelle Stand der Entwicklungen erlaubt es, aus hochwertigen Materialien Schuhe herzustellen, die sowohl gesund als auch modisch ansprechend sind.

7. Gehen Sie gelegentlich barfuss. Was gibt es Schöneres, als barfuss über eine frühlingshafte Blumenwiese zu gehen?

HELVESKO 
SWISS MADE

LADYSKO



Die **HELVESKO AG** ist ein führender Hersteller von Bequemschuhen in der Schweiz. 50% des Sortiments (HELVESKO Swiss Made) wird exklusiv mit viel Handarbeit, aus edlem, ökologischem Leder in der Schweiz gefertigt. Der Rest in Deutschland, Osterreich und Dänemark. Die Firmenphilosophie ist es, möglichst naturbelassene Produkte naturnah zu produzieren, ohne Abstriche bei der Optik.

Im firmeneigenen Katalog sind die aktuellen Modelle auf 112 Seiten präsentiert.

Das Unternehmen beschäftigt total 70 Mitarbeiter und betreibt schweizweit 16 Fachgeschäfte. Weitere Informationen und Online-Shop unter www.helvesko.ch

Fachkompetenz mit Rat und Tat zur Seite in den **HELVESKO-LadySko-dansko-Filialen** in: Arisdorf, Basel, Chur, Genf, Gossau, Ittigen, La Chaux-de-Fonds, Lausanne, Losone, Luzern, Reiden (Hauptgeschäft), Schlatt, Sion Urdorf, Yverdon, (Möhlins Outlet).

Oder per Bestell-/Beratungsservice im Hauptgeschäft in Reiden.

GUTSCHEIN
CHF 20.-
Gültig bis 04.06.16
Einlösbar in allen Fachgeschäften, über den Versand sowie übers Internet.
Gültig bei einem Schuhkauf ab CHF 100.- (ausgenommen Schuhmacher-, Fussorthopädie- und Podologie-Service).
Nicht kumulierbar, keine Barauszahlung möglich.
F16-54

Ohne Grenzen

Von Henryk M. Broder —
Wirklichkeit und Satire sind
eins geworden.



Dass Despoten fürsorgliche und sensible Menschen sind, ist eine bekannte Tatsache. Erich Mielke, der allmächtige Chef der DDR-Staatsicherheit, hat im Moment seiner Entmachtung

gerufen: «Ich liebe doch alle Menschen!» Der rumänische Diktator Nicolae Ceausescu hat bis zum letzten Atemzug an ein Missverständnis geglaubt und kurz vor seiner Hinrichtung noch die Internationale gesungen.

Der türkische Präsident Erdogan ist aus dem gleichen Holz geschnitzt. Er will nur das Beste für sein Volk, und er möchte dafür gelobt und nicht verleumdet werden. Deswegen reagiert er so empfindlich, wenn sich jemand gegen ihn stellt. Erdogan, so wird berichtet, hat in fast 2000 Fällen Anzeige wegen Beleidigung gegen unbotmässige Landsleute gestellt. Das dürfte ihm einen Eintrag ins Guinness-Buch der Rekorde einbringen.

Aber eine verletzte Ehre kennt keine Grenzen. Erdogan klagt gegen den deutschen Komiker Jan Böhmermann, der ihn in einer Satire-Sendung des ZDF verspottet hatte, und auch gegen den Vorstandsvorsitzenden des Springer-Verlages, Mathias Döpfner, der sich in der *Welt am Sonntag* mit Böhmermann solidarisiert hatte. «Ich finde Ihr Gedicht gelungen. Ich habe laut gelacht.» Nebenbei erwirkte Erdogan gegen den deutschen Filmregisseur Uwe Boll eine einstweilige Verfügung, die ihm untersagt, zu behaupten, Erdogan sei ein «grenzdebiler kleiner Schwachmat». Ebenso bemerkenswert wie die Bereitschaft eines deutschen Gerichts, die Ehre eines Despoten zu schützen, ist die Stellungnahme des deutschen Anwalts des türkischen Präsidenten. Er sagt: «Es ist wie bei einer Massenvergewaltigung: Wenn einer anfängt, kriechen alle aus den Löchern und machen mit. Vor allem, wenn es das Opfer angeblich nicht besser verdient hat. Wir müssen als Gesellschaft aufpassen, wenn der dünne Lack der Zivilisation blättert und kollektive Enthemmung losbricht. Herr Erdogan ist ein Mensch, und die Menschenwürde ist unantastbar.»

Das wiederum sind Worte, die man eher von einem Satiriker erwartet hätte. Und das ist eben das deutsche Problem: Wirklichkeit und Satire sind eins geworden. Wo die eine aufhört und die andere anfängt, auch darüber wird demnächst ein deutsches Gericht befinden.

Sozialisten in Nadelstreifen

Von Kurt Schiltknecht — Mit tieferen Zinsen und mehr Regulierung versucht die Politik, die Wirtschaft zu retten. Doch diese Rezepte führen die Marktwirtschaft in die Todeszone.

Wenn es um den Abbau der Marktwirtschaft geht, stehen die Finanzmarktregulierer und die Notenbanken den linken Parteien in nichts nach. Es gibt nicht einmal Anzeichen, dass sich die Notenbanken und Aufsichtsbehörden ihres Fehlverhaltens bewusst sind. Im Gegenteil, die Notenbanken blähen ihre Bilanzen mit dem Kauf von Wertschriften noch weiter auf, und der Finanzbereich wird mit einem immer dichteren Netz von Regulierungen überzogen. Statt über die Gründe des Scheiterns der Null- oder Negativzinspolitik nachzudenken, schreiten die Notenbanken auf dem eingeschlagenen Weg unbeirrt weiter. Und die Aufsichtsbehörden, die mit ihren ausufernden Regulierungen weder das Bankensystem stabil gemacht noch das organisierte Verbrechen und die Korruption eingedämmt haben, nehmen weiterhin jede Fehlentwicklung als Anlass zur Verschärfung der Regulierungen. Man kann es drehen, wie man will, mit der aktuellen Geldpolitik und dem Regulierungswahn ist man einer Lösung der seit Jahren anhaltenden Wirtschaftsprobleme nicht nähergekommen. Im Gegenteil, es zeichnet sich immer mehr ab, dass viele der Massnahmen sich nicht nur auf den Finanzsektor, sondern auf die gesamte Wirtschaft schädlich auswirken.

So erhöhen beispielsweise die vielen Vorschriften in der Vermögensverwaltung die Kosten. Je kleiner die Vermögensverwalter sind, desto höher sind die Kosten pro Franken verwaltetes Vermögen. In einer Zeit, in der die Erträge auf den Finanzanlagen nicht zuletzt wegen der Null- und Negativzinspolitik immer geringer werden, können die höheren Kosten kaum mehr auf die Kunden überwältzt werden. Deshalb schrumpfen die Gewinne der Banken, und das Bankensystem wird geschwächt. Zudem beschleunigt diese Entwicklung die Konzentration im Vermögensverwaltungsgeschäft. Schon heute verwalten die zehn grössten Vermögensverwalter knapp ein Viertel des Kapitals der börsenkotierten Aktien. Wenn man dann noch die Aktienbestände der Staatsfonds und die der Notenbanken, die immer grössere Teile ihrer riesigen Bilanzen in Aktien anlegen, dazuzählt, sollte es auch dem Letzten klarwerden, dass bereits in absehbarer Zeit eine sehr kleine Zahl von riesigen Vermögensverwaltern das Geschehen auf den Aktienmärkten vollständig dominieren wird. Die Folgen wer-

den gravierend sein. Die Aktienmärkte werden noch anfälliger auf Schocks werden. Auch die Volatilität der Kurse der von den grossen Vermögensverwaltern gehaltenen Aktien wird zunehmen.

Nicht nur die kleinen, auch die grossen Vermögensverwalter kämpfen mit den hohen Regulierungskosten und den sinkenden Erträgen. Deshalb werden immer mehr strukturierte Produkte eingesetzt. Am verbreitetsten sind die sogenannten Indexprodukte. Bei einer solchen (passiven) Anlagepolitik interessiert das Geschehen in den einzelnen Gesellschaften nicht. Die Aktienportfolios werden – so wie das auch die Schweizerische Nationalbank macht – rein mechanisch, beispielsweise entsprechend der Zusammensetzung eines Aktienindex oder aufgrund mathematischer Eigenschaften einzelner Aktienkurse, zusammengestellt.



Passive Investoren nehmen ihre Eigentümerfunktion als Aktionäre in den wenigsten Fällen wahr. Im besten Fall beschränken sie sich auf die Forderung oder Einhaltung genereller Richtlinien zur Wahrnehmung von guter Corporate Governance. Beispielsweise wird die Zahl der unabhängigen Verwaltungs-

räte oder das Vorhandensein eines Entschädigungskomitees überprüft. Sind die gängigen Richtlinien erfüllt, winken die passiven Investoren an den Generalversammlungen die Anträge der Verwaltungsräte diskussionslos durch. Materielle Fragen werden kaum gestellt.

Deshalb überrascht es nicht, wenn dank der dominierenden passiven Investoren exorbitante und durch nichts zu rechtfertigende Manager- oder Verwaltungsratsaläre nach wie vor eine so riesige Zustimmung finden. Es wäre auch seltsam, wenn die grossen Vermögensverwaltungsgesellschaften, deren Manager ebenfalls überrissene Saläre beziehen, in den Abstimmungen über die Managersaläre bei anderen Gesellschaften die rote Karte ziehen würden. Wenn nun vor kurzem der Verantwortliche des norwegischen Staatsfonds den übertriebenen Managerlöhnen den Kampf angesagt hat, so ist dies lobenswert, aber nicht die Lösung des Problems. In einer Marktwirtschaft kann es doch keine Lösung sein, wenn letztlich die Exponenten einer Handvoll riesiger Vermögensverwalter darüber entscheiden, wie die Löhne der Manager der kotierten Gesellschaften aussehen sollen.

Privilegien statt Beitritt

Von Boris Kálnoky — Türken sollen visafrei in den Schengen-Raum reisen dürfen. Das könnte eine neue Migrationswelle auslösen – aber auch Vorteile bringen.



Am 4. Mai empfahl die EU-Kommission visumfreies Reisen für Bürger der Türkei in den Schengen-Raum. Im Juni sollen die EU-Mitglieder und das EU-Parlament darüber entscheiden. Theoretisch muss die

Türkei bis dahin eine lange Liste von 72 Bedingungen erfüllen, von denen derzeit nur noch fünf offen sind.

Zwei Bedingungen wird die Türkei vermutlich ganz ablehnen: eine effektive Politik gegen die Korruption (das könnte die ganze Führungsriege um Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan gefährden) und eine Abschwächung der drakonischen Antiterrorgesetze. Erdogan hat besonders Letzteres kategorisch ausgeschlossen. Seinen Ministerpräsidenten Ahmet Davutoglu, der den Deal mit der EU ausgehandelt hatte, zwang er zum Rücktritt.

Das wirft ein Schlaglicht auf das grösste Risiko, das die Visa-Liberalisierung mit sich bringen könnte. Erdogans Antiterrorgesetze sind ein juristisches Werkzeug aus der Folterkammer der Macht und dienen nicht nur dazu, Kritiker hinter Gitter zu bringen. Vor allem sind sie ein Mittel gegen aufmüpfige Kurden. Und es scheint, dass Erdogan beschlossen hat, das Kurdenproblem mit Gewalt zu lösen.

Vieles deutet darauf hin, dass er eine Massenvertreibung in Betracht zieht, um die tickende Zeitbombe hoher kurdischer Geburtenraten zu entschärfen. Während im Westen der Türkei die Geburtenrate bei 1,5 Kindern pro Frau liegt, sind es im kurdischen Südosten 3,5. Erdogan sagte vor einigen Jahren, wenn sich die demografische Dynamik nicht rasch ändere, drohe der Türkei «bis 2038» eine «Katastrophe».

Sein erster Lösungsansatz, die Kurden über begrenzte Zugeständnisse für sich zu gewinnen, hatte teilweise Erfolg. Jetzt aber scheint er zu denken, dass die Zeit für die Kurden arbeitet: Ihre Bevölkerung wächst, in Syrien werden sie wahrscheinlich einen zweiten Kurdenstaat gründen, in der Türkei kontrolliert die Arbeiterpartei Kurdistans (PKK) ganze Regionen und Ortschaften, und im Kampf gegen den Islamischen Staat verdienen sich Kurdenmilizen und die PKK den Respekt und die Unterstützung der USA, Russlands und Israels. So sammelt man politisches Kapital.

Aus Angst vor dieser Dynamik führt Erdogan nun Krieg im eigenen Land. Tausende fliehen

aus den Kurdengebieten im Südosten. Es zeichnet sich ein Szenario wie in den 1990er Jahren ab: Damals zerstörte das Militär 3500 Kurdendörfer, Hunderttausende flohen nach Europa. Eine Visa-Liberalisierung könnte eine kurdische Massenflucht aus der Türkei erleichtern und beschleunigen.

Reisende Mittelschicht

Aber visumfreies Reisen für Türken hätte auch wirtschaftliche Vorteile. In der Türkei ist eine breite und wohlhabende Mittelschicht entstanden, die reisen will. Ungarn beispielsweise, bei vielen Türken sehr beliebt, dürfte einen deutlichen Anstieg türkischer Besucherzahlen erleben. Dasselbe gilt für klassische Touristenziele wie Frankreich oder Italien. Länder, in denen viele Türken leben und arbeiten, wie Deutschland oder Österreich, dürften einen starken Anstieg von Verwandtschaftsbesuchen verbuchen. Das spült auch Geld in die Wirtschaft.

Es könnte aber auch die Anbahnung arrangierter Ehen innerhalb der Verwandtschaft erleichtern – ein Problem, das die deutsche Politik in den letzten Jahren mit strengen Auflagen beim Familiennachzug einzudämmen bemüht war. Dazu gehörten teure und obligatorische Sprachkurse vor der Einreise.

Natürlich besteht die Gefahr, dass viele Türken nicht zurückkehren, sondern im Schen-

gen-Raum bleiben. Doch Gerald Knaus vom Think-Tank Europäische Stabilitätsinitiative (ESI) hält sie für relativ gering. Knaus ist einer der einflussreichsten Vorkämpfer für die Idee der Visafreiheit und berät seit langen Jahren die türkische wie europäische Regierungen.

Seiner Meinung nach bedeutet visafreies Reisen keinen Schritt in Richtung einer EU-Mitgliedschaft. Eher im Gegenteil: «Viele Politiker, mit denen ich sprach und die eine eventuelle EU-Mitgliedschaft sehr kritisch sehen, fanden die Idee einer Visa-Liberalisierung sehr attraktiv», sagt er. Fast sei es eine Art Kompensation: Die Türkei könne ihren Bürgern geben, was sie sich von einem EU-Beitritt am meisten erhoffen – ohne aber beitreten und Souveränität aufgeben zu müssen. Europa könne die Türkei mit einer «privilegierten Partnerschaft» enger an sich binden, ohne sie aufnehmen zu müssen.

Wegen der befürchteten Probleme gibt es dennoch Vorbehalte und Bestrebungen mancher Akteure in der EU, eine Visa-Liberalisierung ganz zu verhindern oder nur teilweise zuzulassen (etwa für bestimmte Berufsgruppen). Ankara seinerseits möchte nicht alle Bedingungen erfüllen und will an seinen Antiterrorgesetzen festhalten. Insofern kann es sein, dass die geplante Visafreiheit am Ende gar nicht oder nur teilweise zustande kommt.

Es kann aber auch geschehen, dass die Europäer einknicken und die Bedingungen abschwächen werden. Denn die Visa-Liberalisierung ist aus türkischer Sicht die Grundlage für das im März beschlossene Abkommen zur Flüchtlingskrise. Mit anderen Worten, wenn Europa dies nicht gewährt, dann kündigt die Türkei möglicherweise das Abkommen und lässt wieder Hunderttausende Flüchtlinge nach Europa durch.



Tickende Zeitbombe: kurdische Flüchtlinge an der griechisch-mazedonischen Grenze.

Wissenschaft à la Aschenputtel

Von Christoph Mörgeli

Der Soziologieprofessor Hanspeter Kriesi nennt sich «Parteienforscher». Seine Homepage des Instituts für Politikwissenschaft der Universität Zürich weist seit 2009 keine Veröffentlichung mehr auf. Politische Wissenschaft hat Kriesi zwar nie studiert, er wurde aber via «politische Verhaltensforschung» irgendwie zum gutbezahlten festangestellten Berufspolitologen. Die Leidenschaft des Linken gilt der Rechten. Doch die Rechte ist für ihn nicht einfach rechts – also für möglichst wenig Staat und möglichst viel Eigenverantwortung. Sondern zumindest rechtspopulistisch. Oder rechtsradikal. Oder rechtsextrem.

Hanspeter Kriesi gehörte zu den hartnäckigsten, erfolgreichsten Schnorrern beim Schweizerischen Nationalfonds. Nachdem er die Steuerzahler viele Millionen gekostet hat, bot Kriesi jetzt im *Tages-Anzeiger* das umwerfende Fazit seines politologischen Forscherlebens: «Denken Sie daran, dass es in der Schweiz am extremsten ist. Wir haben eine rechtsradikale Partei, die seit fünfzehn Jahren fast dreissig Prozent der Stimmen macht. Und die SVP ist nicht gemässiger als die FPÖ oder der Front National. Das ist genau dasselbe.»

Die Freude der so etikettierten dreissig Prozent über Kriesis wissenschaftliche Einsichten dürfte sich in Grenzen halten. Hunderttausende von SVP wählenden Wertschöpfern in Gewerbe, Industrie und Dienstleistung müssen zur Kenntnis nehmen: Ein lebenslänglich Staatsangestellter mit einer Viertelmillion garantiertem Mindesteinkommen bezeichnet ein rundes Drittel seiner Mitbürgerinnen und Mitbürger als «rechtsradikal». Nach Kriesis wissenschaftlichen Erkenntnissen ist das Entstehen für staatliche Eigenständigkeit, Unabhängigkeit, Neutralität, Volksrechte und Marktwirtschaft «rechtsradikal».

Für solch differenzierte Urteile braucht es schon einen politologischen Geistesriesen wie Hanspeter Kriesi. Auch sonst ist sein Weltbild von bestürzender Simplizität. Die EU («Ich bin ein Proeuropäer») habe einfach ein «zu wenig starkes Zentrum». Sonst wäre alles paletti. Kriesi unterscheidet die Menschheit in zwei Gruppen: die «Kosmopoliten» und die «Rechtspopulisten». Was gleichbedeutend ist mit Einsichtigen und Irrläufern. Ganz gemäss dem linsenzählenden Aschenputtel: «Die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen.» Mit einem Wort: Kriesi ist kein Wissenschaftler. Sondern ein Märchenonkel.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Grube für Marchionne

Von Peter Bodenmann — Rüdiger Grube will Personen mit Bahn, Bus, Taxis und autonom gesteuerten Autos bewegen.



Rollmaterial der nächsten Generation: Bahnchef Grube.

Die Deutsche Bahn ist brutal unter Druck. Dies wegen der Fernbusse. Diese verlangen pro Personenkilometer durchschnittlich weniger als acht Rappen. Eine Fahrt von Zürich nach Bern würde nur mehr zehn Franken kosten. Wirtschaftlicher Druck zwingt die Unternehmen zum Nachdenken. Rüdiger Grube ist Chef der Deutschen Bahn. Sein Konzept:

Baustein 1 — Die Deutsche Bahn wird in Zukunft jede Form von Transportleistungen anbieten. Von der Bahn über den Bus bis hin zu Taxis und sich selbst steuernden Autos.

Baustein 2 — So wie sich das selbstfahrende Auto durchsetzen wird, werden Züge bald von einer Leitzentrale aus gesteuert.

Baustein 3 — In Zukunft kann der Kunde auswählen, mit welchem Verkehrsmittel er unterwegs sein will. Die Deutsche Bahn wird immer den besten Preis garantieren. Und jeweils erst Ende Monat eine Rechnung verschicken.

Fehlender Baustein — Die Bahn braucht neues Rollmaterial der nächsten Generation. Weil nur die Harmonisierung der Geschwindigkeiten die Kapazität der Bahn vervielfacht. Und weil nur lärmarmes Rollmaterial die Bahn umweltfreundlicher macht.

Sergio Marchionne, der CEO von Chrysler, Fiat und Ferrari, kooperiert neu mit der Datenkrake Google. Gemeinsam wollen sie in fünf Jah-

ren autonom gesteuerte Fahrzeuge auf die Strasse bringen. Niemand sollte den brutalen Italo-Kanadier unterschätzen.

Jeder soll sich von der Deutschen Bahn in einem autonom gesteuerten Auto seiner Wahl durch die Gegend chauffieren lassen können. Ohne dessen Besitzer zu sein. Und jederzeit auf Bus und Bahn umsteigen dürfen. Dank Digitalisierung und Elektrifizierung des Verkehrs bewegen wir uns in Richtung eines hocheffizienten Verkehrssozialismus. Vielleicht.

Werden die Verwaltungsräte von Swisscom, Post und SBB weiter getrennt schlafen? Wenn die Service-public-Initiative angenommen wird, haben unsere Staatsunternehmen auf jeden Fall genug Geld, um Rüdiger Grubes Visionen schnell umzusetzen.

Bis 1925 durften Autos keine Strassen im Kanton Graubünden benutzen. Weil Autos gefährlich waren. Nach 1925 verloren in Graubünden zeitweise mehr als achtzig Menschen jährlich ihr Leben im Strassenverkehr. 2025 können die Bündnerinnen und Bündner das Rad der Zeit vorwärtsdrehen. Und auf den Strassen nur mehr autonom gesteuerte Autos, Busse und Lastwagen zulassen. Und so die Zahl der Toten pro Jahr auf unter zwei drücken. Überfahrene Gämsen und Wölfe nicht mitgezählt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Marketing und Politik

Von Kurt W. Zimmermann — Sollen Medien Politik machen, zum Beispiel mit eigenen Volksinitiativen? Natürlich, was denn sonst?

René Schuhmacher kenne ich von der *Tat* her. Ich war Ende der siebziger Jahre dort Inlandredaktor. Rechtsanwalt Schuhmacher war Redaktor im Leserdienst. Chef des Blatts war Roger Schawinski.

Bei der *Tat* operierten wir mit einem speziellen Marketing-Trick. Es war der Trick mit dem Volk. Die *Tat* lancierte 1977 eine Volksinitiative zum Konsumentenschutz. Wir holten bei unseren Lesern Unterschriften ein, wir bauten Sammelstände auf, die anderen Medien berichteten über uns. Wir bekamen via Volksrechte viel Publizität.

René Schuhmacher lernte die Lektion. Vierzig Jahre später stimmen wir über seine Volksinitiative «Pro Service public» ab. Sie will die Gewinne und Löhne bei Swisscom, Post und SBB limitieren.

Schuhmacher ist inzwischen erfolgreicher Verlagsbesitzer. Seine Firma macht 25 Millionen Franken Umsatz und 1,5 Millionen Gewinn vor Steuern. Ihm gehören Verbraucher-Magazine wie *K-Tipp*, *Saldo*, *Gesundheitstipp* und *Bon à Savoir*. Der *K-Tipp* ist mit 870 000 Lesern die grösste abonnierte Zeitschrift des Landes.

Diese hohe Feuerkraft hat einen doppelten Effekt. Zuerst einmal vereinfachte sie die Unterschriftensammlung enorm. Und nun, vier Wochen vor der Abstimmung, bieten die Magazine eine perfekte Propagandaplattform für die Initiative. Die Chancen, so die Umfragen, stehen recht gut.

Ist es sinnvoll, so die Frage, wenn Medien via direkte Demokratie direkte Politik machen?

Erst ein zweites persönliches Beispiel. Zehn Jahre nach der *Tat* arbeitete ich beim Magazin *Politik & Wirtschaft*. Dem Blatt ging es nicht gut. Also griffen auch wir zum Marketing-Trick der Volksinitiative. Wir sammelten Unterschriften für Beitrittsverhandlungen mit der EU.

Auf der Redaktion, um ehrlich zu sein, war uns die EU ziemlich egal. Wir wollten nur Aufmerksamkeit für unser Blatt. Der Trick ging in die Hose. Wir brachten kaum Unterschriften zusammen.

Damit wären wir bei der Antwort auf die Frage. Natürlich ist es in Ordnung, wenn Medienhäuser Politik machen. Sie sind gesellschaftliche Instanzen, genauso wie Parteien und Verbände. Medienhäuser sind politische Gebilde. Sie sollen nicht nur beobachten, sie sollen auch agieren. Sonst sind sie nur ein Spassfaktor.

Entscheidend ist, ob das Engagement echt ist oder bloss der Eigenwerbung dient. Bei der



Helfer-Trip: Verlagsunternehmer Schuhmacher.

Tat und bei *Politik & Wirtschaft* war es eher durchschaubare Selbstvermarktung.

Echtes Anliegen

Als ehrlicher Makler gilt hingegen der *Beobachter*. 1987 etwa reichte das Blatt seine Volksinitiative gegen den Missbrauch der Gentechnologie ein. 2014 brachte man das Volksbegehren für die Wiedergutmachung an Verdingkindern zustande. Dem *Beo* traut man zu, dass ihn inhaltliche Fragen mehr als Werbe-Effekte interessieren. Bei René Schuhmacher ist es ähnlich. Natürlich nimmt er den Nebeneffekt der Eigenwerbung gerne in Kauf, aber das ist nicht der Hauptantrieb. Schuhmacher ist nun mal ein linker Vogel, wie ich aus alten Zeiten weiss. Konsumentenschutz ist ihm ein echtes Anliegen. Er beschreibt sich selbstironisch als Person «auf dem Helfer-Trip».

Schon 2009 brachte sein *K-Tipp* das Referendum gegen einen tieferen Umwandlungssatz bei den Pensionskassen zustande. Die Vorlage wurde dann mit siebzig Prozent der Stimmen versenkt. Seine neuste Initiative «Pro Service public» ist hingegen eine Schnapsidee. Es braucht nicht noch mehr staatliche Regulierung für unsere bereits überregulierten Staatsunternehmen.

Dennoch gefällt mir Schuhmachers Ansatz. Ich liebe es, wenn Medien nicht nur Geld, sondern auch Politik machen wollen.

Körpersprache

Von Beatrice Schlag — Über Kontroll-Freaks, die sich selbst kontrollieren.

Das Wort «Kontroll-Freak» ist einerseits eine fast zärtliche Beschimpfung für Menschen, die von Perfektionsdrang beseelt sind. Der kann ihre Arbeit betreffen, ihr Aussehen, ihre Wohnung, ihre Kochkünste oder ihre ausgefeilte Terminplanung. Da er glücklicherweise selten alles zusammen umfasst, findet man Kontroll-Freaks zwar gelegentlich etwas anstrengend, aber auch bewundernswert für ihr Bemühen, vortrefflich zu sein. Andererseits ist es eine weitaus weniger liebevolle Bezeichnung für jene, die einen in ihre Kontrollversuche miteinbeziehen wollen. Das gilt vor allem für Chefs und Eltern erwachsener Kinder. «Meet the Parents», der Film mit Robert De Niro und Ben Stiller, war nicht ein Kassenerfolg, weil er grossartig war. Sondern weil fast jeder in Robert De Niros Drohgebärde, den künftigen Schwiegersohn nicht aus den Augen zu lassen, etwas wiedererkannte, was er von zu Hause gewohnt war: «I'm watching you!» kommt in fast jeder Familie Heranwachsender vor. Unglückliche haben als Erwachsene Chefs mit ähnlichen Symptomen. Es wird sie vermutlich wenig trösten, dass die Wissenschaft diesen Chefs wenig Erfolgchancen gibt, weil sie sich laut Studien zunehmend mit Jasagern umgeben, die das Urteil ihrer Vorgesetzten nie hinterfragen. Ich bin mir nicht sicher, ob die Wissenschaft da nicht irrt. Die Langlebigkeit mancher Politiker und Wirtschaftsbosse wirft laute Fragen auf.

Zu den selbstbeschränkten Kontroll-Freaks, die ja meist ängstliche Zeitgenossen sind: Wussten Sie, wie wichtig Körpersprache ist? Wussten Sie natürlich. Aber wissen Sie auch, wie Sie mit kurzen Übungen Ihre eigene entscheidend verbessern können? Zum Beispiel vor angstmachenden Dingen wie Job-Interviews? Machen Sie sich in einem Stuhl breit, und strecken Sie die Arme wie ein Olympiasieger in die Höhe, zwei Minuten lang, vor dem Interview. Dann setzen Sie sich höflich – aber nicht schmal – zum Gespräch. Ihr Testosteronspiegel, ob Frau oder Mann, ist in den zwei Minuten zuvor ungemein in die Höhe geschossen. Und Ihr möglicherweise nächster Chef, sagt die Wissenschaft, reagiert ungleich mehr auf Ihre Haltung als auf das, was Sie sagen.



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man während des Gottesdienstes in der Kirche einen notorischen, mit offenem Mund kauenden Kaugummi-Kauer darauf hinweisen, dass seine Kaugeräusche das Gebet stören? *Angela Caviglia, Ennenda*

In meiner langen Erfahrung als Pfarrer kam es einmal vor, dass eine Dame sich nach dem Gottesdienst beklagte, an ihrem Ledermantel klebe ein Kaugummi von der Kirchenbank. Zwar meinte das Gemeindeglied, endlich sei bei ihm etwas vom Gottesdienst hängengeblieben, doch setzte sich die Erkenntnis durch, dass Kaugummi und Gottesdienst schlecht vereinbar sind. Kaugeräusche freundlich zu beanstanden, ist daher unproblematisch. Heikler wäre es bei notorischem Furzen. *Peter Ruch, evangelischer Pfarrer, Küssnacht*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Ist es auch Wahnsinn, so hat es doch Methode.»

Hans Rudolf Wehrli

Damoklesschwert

Nr. 18 – «Sommarugas Enteignungsgesetz»; Philipp Gut und Christoph Mörgeli über die Asylgesetzrevision

Durch den Gratisanzeiger vernahmen wir Mieter im gemeindeeigenen Mehrfamilienhaus (ehemals Gemeindehaus) vom Einzug zweier Asylbewerber unter unser Dach. Die Privilegierung der Schwarzafrikaner gegenüber uns Mietzahlern (ich immerhin seit 1978) ist das eine – das andere die neue Doppelbedrohung durch das Damoklesschwert Kontingenterhöhung, also konkret unseren Rauswurf zugunsten weiterer Invasoren entweder durch die Gemeinde oder via deren Enteignung direkt durch das Vaterland. Ist es auch Wahnsinn, so hat es doch Methode.

Hans Rudolf Wehrli, per E-Mail

10:1

Nr. 18 – «Fremdenhass»; Grundbegriffe des Lebens von Linus Reichlin

Was Linus Reichlin über «nette Indianer» im 18. Jahrhundert schreibt, kann mit Fug und Recht gesagt werden über nette Muslime in Europa (zum Beispiel der neue Bürgermeister Londons): «Die meisten europäischen Siedler waren friedliche, nette Menschen, die nie einem Indianer ein Haar krümmten. Die meisten Indianer waren nett. Aber am Schluss gab es mehr nette Europäer als nette Indianer». 10:1 soll das Verhältnis gewesen sein.

Daniele Schibler, Porto Ronco

Eisbären auf Mallorca

Nr. 18 – «Auf der Suche nach dem Glück»; Alex Reichmuth über Zuwanderung

Mein Credo: «Tiere sind die besseren Menschen». Niemals würde zum Beispiel eine Zebraherde mit allen Mitteln (illegal) versuchen, ausgerechnet ins Territorium der Löwen einzudringen! Oder der Eisbär zum *Sünnele* nach Mallorca umziehen wollen, nur weil die sozialen Medien und Spinner (ungebildete Ignoranten) suggerieren, das sei das wahre, erstrebenswerte Leben! Total ignoriert wird: Die Schweiz hat 41295 Quadratkilometer Fläche, wovon mindestens fünfzig Prozent unbewohnbar sind. Schnallt das unsere Regierung eigentlich nicht? Es scheint auch die EU nicht zu interessieren – wo bleibt da die Fairness? Es muss klar sein, dass auch wir ein Recht auf Unversehrtheit und eine eigene Kultur in unserer Heimat haben, ohne dass sie fremdbestimmt und verwässert wird. Immerhin: In Gabun setzen sich zurückgekehrte Flüchtlinge dafür ein, dass die



Bundesrätin Sommaruga mit Asylbewerbern.

Leute zu Hause bleiben sollen. Sie sprechen offen darüber, dass sehr viele Menschen in der Wüste in überfüllten Lastwagen verdurstet sind (nicht ertrunken) und Frauen regelmässig von den Schleppern vergewaltigt werden.

Doris Ackermann, Tuggen

Vollkommen überrascht

Nr. 18 – «Die Musik bleibt»; Roger Köppel über die 68er

Feminismus und Gender-Ideologie, die unsere Kultur derzeit beherrschen und belasten, sind direkte Kinder von achtundsechzig. Auch die Schulpolitik bis hin zu Harnos und Lehrplan 21 ist durch die langen Schatten dieser Ideologie geprägt. Als Drittes nenne ich das neomarxistische Religionsverständnis, das unsere Eliten glauben machte, Religion sei lediglich ein ideologischer Überbau der wirtschaftlichen Lage, was die illusionäre Einwanderungspolitik der vergangenen Jahrzehnte mitbestimmte. Wenn auch einzelne Achtundsechziger sich von ihrer Ideologie getrennt haben, so beherrscht sie heute doch noch stark unsere veröffentlichte Meinung. Nicht umsonst wurde 2008 im deutschen und im schweizerischen Blätterwald das 40-Jahre-Jubiläum breit und mit Inbrunst gefeiert. *Armin Sierszyn, Bäretswil*

Dieses flammende Plädoyer für die Rockmusik der Ursprungsjahre hätte ich Roger Köppel nie im Leben zugetraut – hatte ich ihn hinsichtlich seiner musikalischen Präferenzen instinktiv doch eher in der Ecke des Ländlers, des Schla-

gers oder allenfalls der leichten Klassik angesiedelt. Umso mehr hat mich seine quasi aus dem Nichts hervorgebrachte Hommage an Deep Purple & Co. vollkommen überrascht. Und er hat natürlich zu hundert Prozent recht: Getrieben von einer unbändigen Energie und der ehrlichen Hoffnung, das gesellschaftliche Regime selbstgefälliger Spiesser aus seinen Festen sprengen zu können, sind in den wenigen Jahren zwischen 1967 und 1973 mehr musikalische Meilensteine gesetzt worden und Meisterwerke entstanden als in den über vier Jahrzehnten danach – bis zum heutigen Tag.

Andreas Turner, Schneisingen

Deep Purple war meine erste grosse Liebe. Mein Vater war schockiert. Was ich übrigens zu dieser Zeit auch nicht ganz schlecht fand, war der Versuch, Probleme und Konflikte gewaltfrei zu lösen. *Edy Rhyner, Liestal*

Wahl des kleineren Übels

Nr. 18 – «Magere Aussichten»; Hansrudolf Kamer über die amerikanischen Wahlen

Was das Alter anbelangt, hat Donald Trump gegenüber Hillary Clinton die Nase knapp vorn. Faktisch kämpfen zwei Rentner um das Präsidentenamt in den USA. Dies ist kein spezifisch amerikanisches Phänomen, und es geht auch nicht darum, ältere Menschen zu diskriminieren. Sondern um die Frage, wie zukunftsgerichtet die Politik von Trump und Clinton überhaupt noch ausfallen kann. Eine verbrauchte Politikerin gegen einen gefährlichen Populisten – die Auswahl ist so dürftig wie die Parteienlandschaft in den USA. Entweder Demokrat oder Republikaner. Keine andere Partei hat die Macht, einen amerikanischen Präsidenten zu stellen. Donald Trump ist die menschgewordene Verweigerungspolitik der Republikaner der letzten Jahren, und Hillary Clinton wird vielleicht die erste Frau an der Spitze Amerikas sein – das ist aber auch schon alles an Erneuerung. Die Wahl wird also eine Wahl des kleineren Übels sein. *Pascal Merz, Sursee*

Respektlos?

Nr. 18 – «Das Bundeshaus ist ein Minenfeld»; Helmut Hubacher über Simonetta Sommaruga

Der alte Alt-SP-Präsident hat recht: Die SP-Fraktion hat ihre Bundesrätin im Stich gelassen und bloss die «beleidigte Leberwurst» gespielt hat, wie ja Sommaruga selber auch. Genauso hat er recht: Sommaruga hätte das Departement wechseln sollen. Gar nicht stimmt hingegen, dass Roger Köppel mit der Justizministerin «respektlos» umgehe. Sie selbst hat überhaupt keinen Respekt gezeigt, als sie bei der Ansprache des schweizweit bestgewählten Nationalrats einfach rausgelaufen ist!

André Müller, Basel

Einspruch

Neue Stromwelt

Es werden alle Anlagen – Wasser-, Gas- und Atomkraftwerke – benötigt.

In der letzten Kolumne präsentierte Energieexperte Bodenmann einmal mehr seine schöne neue Stromwelt. Doch 4 Rp./kWh für subventionsfreien (?) Windstrom aus Norwegen sind als punktueller Wert und Prognose für einen optimalen Standort ohne Informationsgehalt für die Kostenverhältnisse in einem ganzen Versorgungssystem (Schweiz, Europa). Der Aufwand für die Bereitstellung von Systemleistung (Netze, Back-up, Speicher) wächst mit steigender Flatterstrom-Einspeisung.

Wenn es gelingt, bei Solarzellen die Kosten pro Watt Peak von 39 auf 23 Rappen zu senken, ist damit nichts über die Wettbewerbsfähigkeit von Fotovoltaik gesagt. Entscheidend sind die Kosten der Anlage, welche etwa das 100fache der Kosten der Zellen ausmachen, sowie die Systemkosten.

Auch falls die Preise für Batterien weiter sinken, ändert dies nichts an der zweifelhaften CO₂-Bilanz von Elektroautos. Sollten in Norwegen ab 2025 zudem fossil betriebene Autos verboten werden, was dort linke Parteien fordern, dürfte dies am Widerstand der Bevölkerung scheitern. Solche Moralpolitik ist ein Ablasshandel: Wir verkaufen euch weiterhin unser Öl und Gas, dafür verbieten wir fossil betriebene Autos.

Gemäss Bodenmann sind die bestehenden Stromnetze massiv überdimensioniert, da sich die dezentrale Speicherung des Stroms nächstens durchsetze. Davon sind wir weit entfernt. Die deutsche Bundesnetzagentur spricht bezüglich Netzausbau von mehreren Milliarden. Vielleicht sollte sie mal in Brig nachfragen.

Als die schweizerische Strombranche vor rund fünfzehn Jahren begann, in Europa Gaskraftwerke zu bauen, war nicht absehbar, dass in einigen Ländern die Politik den Geldhahn derart öffnet, dass das europäische Netz mit Strom aus Produktionstechniken überschwemmt wird, die unter Marktbedingungen keine Chance hätten. Die Grosshandelspreise fielen dadurch unter die Gestehungskosten. In der Schweiz trifft dies besonders die Wasserkraft, die einzige wirklich wertvolle und qualitativ brauchbare erneuerbare Energie im Netz. Für die Systemstabilisierung werden alle, Wasser-, Gaskraftwerke und auch AKW benötigt.

Hans Rentsch und Emanuel Höhener



FÜR STELLEN
MIT ZEIT-
GEMÄSSEN
ARBEITSTOOLS

DAS SCHWEIZER
PORTAL FÜR
MEDICAL-SPEZIALISTEN

medic jobs

WWW.MEDICJOBS.CH

Die Milliarden-Giesskanne

Die *Weltwoche* publiziert erstmals die geheime Liste aller in- und ausländischen Organisationen, die von der Entwicklungshilfe des Bundes profitieren. Es gibt kaum etwas, was nicht gefördert würde. Selbst Propaganda-Projekte an Schweizer Schulen erhalten Unterstützung. Von Philipp Gut

Als die *Weltwoche* Anfang März beim Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) anfragte, welche Hilfswerke Geld vom Bund erhielten, wollte oder konnte das EDA keine Antwort geben («Auf Kosten des Steuerzahlers», Nr. 10/16). Im «Jahresbericht 2014 – Internationale Zusammenarbeit» findet sich nur eine willkürliche Auswahl. Bisher war nicht klar, wer alles von den Steuermilliarden profitiert, welche die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) jedes Jahr ausschüttet.

Jetzt hat die *Weltwoche* dank dem sogenannten Öffentlichkeitsprinzip der Verwaltung dennoch Einsicht erhalten und präsentiert hier erstmals die mehr oder weniger vollständige Liste der mit Bundesgeldern alimentierten Institutionen (siehe Tabelle rechte Seite). Allein die Deza – zusätzlich leisten noch andere Stellen wie das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) Entwicklungshilfe – hat letztes Jahr 1,641 Milliarden Franken an «Partner» überwiesen. Noch mehr Geld als die zahlreichen Organisationen im Inland erhalten solche im Ausland.

In der Schweiz profitieren rund hundert Institutionen von der staatlichen Entwicklungshilfe. Darunter befinden sich nicht nur klassische Hilfswerke und Nichtregierungsorganisationen (NGO), sondern auch Schweizer Universitäten, Hochschulen, Fachhochschulen und Forschungsinstitute. Selbst bundeseigene Institute wie die ETH Zürich (2,8 Millionen) und die EPF Lausanne (2,6 Millionen) zählen zu den Empfängern. Schweizerische NGO und sogenannte Kompetenzzentren – mit welchen Kompetenzen auch immer – erhalten insgesamt 297,7 Millionen Franken. Zu den Big Five

Die Kriterien für die Ausschüttung der Milliardenbeträge seien selten klar, kritisiert der Experte.

mit über zehn Millionen Franken zählen Helvetas Swiss Intercooperation (72,4 Millionen), Swisscontact (30,1), das Schweizerische Rote Kreuz (18), Terre des hommes (13,1) und Caritas (12,8). Hinzu kommen unzählige kleinere Organisationen, die teils aber immer noch mehrere Millionen oder Hunderttausende von Franken beziehen. Die kleinsten ausgewiesenen Beträge belaufen sich immerhin auf hunderttausend Franken.

Die Auswahl der Begünstigten wirkt auf den ersten und auch auf den zweiten und dritten

Blick beliebig. Die *Weltwoche* hat die Liste einem Fachmann gezeigt, der seit Jahrzehnten in der Entwicklungshilfe tätig ist. Von vielen Organisationen hat auch er «noch nie gehört». Dabei betone die Deza, dass sie nur Institutionen mit Erfahrung unterstütze. Die Kriterien für die Ausschüttung der Milliardenbeträge seien selten klar, kritisiert der Experte.

Tatsächlich findet sich kaum ein Player auf dem lukrativen Hilfsmarkt, der nicht von der Deza unterstützt würde. Die Liste reicht von der Action Madagascar bis zur Swiss Aids Care International / Zimbabwe. Auch medizinische und sogar tiermedizinische Organisationen sind mehrfach vertreten, von den Médecins sans Frontières zu den Vétérinaires sans Frontières, von Beat «Beatocello» Richners Kinderhospitalstiftung Kantha Bopha bis zu Solidar-med, von Medicus Mundi bis zu den zum Verwechseln ähnlichen Médecins du Monde und von den Medicines for Malaria Venture zur themenverwandten Swiss Malaria Group.

Hilfe für Castros Kuba

200 000 Franken erhält Medi Cuba mit Vizepräsident Franco Cavalli, dem ehemaligen Fraktionschef der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz (SP) im eidgenössischen Parlament. Die Organisation fällt auf ihrer Homepage vor allem durch die unverblühte Propaganda für die Junta des Castro-Clans auf. Schon auf der Startseite findet sich die Meldung «7. Parteitag der Kommunistischen Partei Kubas beendet» (Stand: 3.5.2016). Via Livestream-Link kann man verfolgen, wie am 1. Mai, dem Tag der Arbeit, angeblich «Millionen» begeisterter Regimeanhänger «die Plätze in Kuba» füllten. «Heute ist ein schlechter Tag für alle Gegner des revolutionären Kuba», heisst es dazu. Die verlinkte Site «Kuba Infos» erklärt weiter «Wie Demokratie in Kuba funktioniert»; es folgt ein Artikel des greisen Fidel Castro persönlich. Schliesslich der Aufruf: «Unterstützen Sie das kubanische Gesundheitssystem! Jetzt spenden.» Schweizer Steuergelder fliessen nach eigenen Angaben also direkt an das Regime.

Politik betreiben auch andere Hilfswerke, die gut auf Staatskosten leben. Comundo, das unter anderem das operative Geschäft der Bethlehem Mission Immensee führt, macht Reklame für die Konzernverantwortungsinitiative, die im Herbst eingereicht werden und Schweizer Unternehmen verpflichten soll, strenge Menschenrechts- und Umweltstandards auch im Ausland zu respektieren. Am Beispiel von

Comundo lässt sich illustrieren, wie mit Steuergeld – in diesem Fall 2,8 Millionen Franken – ein Tummelfeld für Weltverbesserer bereitet wird. In Form einer «mehrjährigen Kampagne» setzt sich Comundo gemäss eigener Aussage «intensiv» mit dem Begriff der «Entwicklung» auseinander: «Wer entwickelt sich wohin, mit welchem Ziel und welchen Mitteln? Möchten wir den Begriff überhaupt aufrechterhalten oder ersetzen wir ihn, zum Beispiel durch «globale Weltgestaltung»? Die «Vision» sei «eine Welt mit mehr sozialer Gerechtigkeit und Wohlbefinden und weniger Ungleichheit für alle Menschen». Diese «Weltsicht» schliesse auch «immaterielle Grundbedürfnisse wie Kulturerbe, spirituelle Tradition, soziales Leben, politische Gestaltung, Selbstverwirklichung und Freizeitgestaltung mit ein». Mit dieser offenen Definition können die Hilfsgelder für alles Mögliche verwendet werden.

Als ihre «Mission» formulieren die Missionare, denen das katholische Missionsziel längst abhandengekommen ist: «Wir fördern und fordern den Austausch auf Augenhöhe und ermöglichen Begegnungen und gegenseitiges Lernen weltweit. Wir sind überzeugt, dass eine Welt möglich ist, in der alle Menschen ein selbstbestimmtes Leben in Würde führen können.»

Die Zitate machen die tieferliegenden Selbstwidersprüche der Branche deutlich: Man will nicht mehr recht von «Entwicklung» und schon gar nicht von «Unterentwicklung» reden, lieber spricht man von «Austausch auf Augenhöhe», «gegenseitigem Lernen» und «Selbstbestimmung» – wobei man trotz aller rhetorischen Kosmetik daran festhält, die angeblich gleichberechtigten «Partner» im Süden und Osten wie unmündige Wesen zu behandeln und mit Hilfsprojekten aller Art zu beglücken. Der Kolonialismus von heute kommt auf Samtpfoten daher und spricht die Sprache sozialtherapeutischer Korrektheit.

Erziehung von Schweizer Schülern

Erstaunt nimmt man zur Kenntnis, dass staatliche Gelder auch für Organisationen ausgegeben werden, die ausschliesslich Projekte in der Schweiz betreiben – wohl nicht das, was sich Steuerzahler und Gesetzgeber gemeinhin unter «Entwicklungshilfe» vorstellen. Erst vergangene Woche hat die zuständige Nationalratskommission einmal mehr eine Erhöhung der internationalen Hilfszahlungen gefordert. Vermutlich wissen nicht einmal die Parlamentarier, für was alles Geld ausgegeben wird. >>>

Beiträge der Deza an Hilfswerke und Organisationen im In- und Ausland, in Millionen Franken

1. SCHWEIZER NGO UND KOMPETENZZENTREN		297,7	
Helvetas Swiss Intercooperation	72,4	Ruedi Leuppi Stiftung – Milchprodukte	0,6
Swisscontact	30,1	Medicus Mundi Schweiz	0,6
Schweizerisches Rotes Kreuz	18,0	FOSIT	0,5
Terre des Hommes Schweiz	13,1	Disaster risk reduction CH NGO Plattform	0,5
Caritas Schweiz	12,8	Terre des Hommes Genf produits laitiers Afrique	0,5
HEKS	9,8	Morija	0,4
Skat Foundation	9,5	Swiss Global Compact Partnership	0,4
Solidar Suisse	8,2	Biovision CCGA	0,3
Brot für alle	6,9	Heilsarmee	0,3
Médecins sans Frontières	6,6	Vétérinaires Sans Frontières VSF, Schweiz	0,3
Swissaid	6,5	Action Madagascar – Milchprodukte	0,3
Fastenopfer	6,2	Latitude 21	0,2
Education 21	5,9	Action Suisse Return	0,2
Swiss Water & Sanitation Consortium	5,3	Solidarisches Wallis	0,2
Fédération genevoise de coopération (FGC)	5,0	MediCuba	0,2
Enfants du Monde	5,0	Fédération jurassienne de coopération et de développement FICD	0,2
Fondation Kantha Bopha	4,0	Interaction, programme de sensibilisation	0,2
Fondation Hironnelle	3,7	Save the Children (SCI) Protection Ebola Affected Children, Liberia	0,2
CINFO	3,4	Assoc. AmiciOasisTogo – Milchprodukte	0,2
COMUNDO	2,8	Mission am Nil	0,1
Solidarmed	2,6	Fribourg Solidaire	0,1
Terre des Hommes Schweiz	2,6	Beiträge an die Aktivitäten von AKTE	0,1
FEDEVACO	2,4	Swiss Aids Care/Zimbabwe – Milchprodukte	0,1
Medair	2,2	Swiss Water Partnership	0,1
Terre des Hommes CH	2,0	Swiss Fondation for Mine Action (FSD), Central Africa	0,1
DNDi	2,0	Albinfo	0,1
Unité	1,8	Redog	0,1
Brücke – Le Pont	1,8	Swiss Malaria Group	0,1
Interteam	1,7	Schönstätter Marienschule – Milchprodukte	0,1
Medicines for Malaria Venture	1,6	Un monde migrant	0,1
Kinderdorf Pestalozzi	1,5	Baobab-Kinderbuchfonds	0,1
Réseau des Entrepr. Solidaires	1,3	CDF – Christian Peace Service	-
Iamaneh Schweiz	1,2	Foundation f. Education and Development	-
Artlink	1,2	Weitere Schweizer NGOs	22,7
Global Community Engagement (GCERF)	1,0	Schweizer Kulturinstitutionen	2,2
Médecins du Monde	0,9		
AGRIDEA Lindau (ex. LBL)	0,8		
Foundation Innovative New Diagnostics (FIND)	0,8		
Centre Ecologique Albert Schweitzer CEAS	0,8		

2. UNO-INSTITUTIONEN UND MULTILATERALE PROGRAMME		276,4	
WPF (Ernährung)	71,4	UNITAR (Ausbildung)	2,7
UNDP (Entwicklung)	64,7	IFAD (Landwirtschaft)	1,9
UNHCR (Flüchtlinge)	29,4	UNCDF (Kapitalentwicklung)	1,5
UNICEF (Kinder)	17,7	UNIDO (Industrielle Entwicklung)	1,2
UNOCHA (Koord. humanitäre Einsätze)	17,1	UNDGO (Entwicklungseffizienz)	1,1
Andere UN-Organisationen	16,3	UNAIDS (Aids)	1,0
FAO (Landwirtschaft)	13,1	WMO (Wetter)	0,8
WHO (Gesundheit)	9,7	UNV (Freiwilligenprogramm)	0,8
UN Women (Gender)	4,9	UNDESA (Wirtschaft und Gesellschaft)	0,8
UNRWA (Palästinensische Flüchtlinge)	4,9	UNHCHR (Menschenrechte)	0,7
UNESCO (Kultur)	3,5	UNEP (Umwelt)	0,5
UN-HABITAT (Siedlungsprogramm)	3,4	UNGC (Wirtschaft)	0,5
UNFPA (Bevölkerungsfond)	3,3	UNDAC (Katastrophen)	0,2
ILO (Arbeit)	3,2	CCD (Bekämpfung der Wüstenbildung)	0,1

3. SÜD- UND OSTHILFE		234,5	
Nonprofit-Organisationen	137,9	Gliedstaaten, Regionen	16,1
Staaten	48,9	Forschung	11,1
Privater Sektor	20,6		

QUELLE: DEZA

4. ANDERE AUSLÄNDISCHE UND INTERNATIONALE ORGANISATIONEN		387,4	
Internationales Rotes Kreuz (IKRK)	160,3	Médecins Sans Frontières (International)	0,8
Norwegian Refugee Council	7,3	European Center for Development Policy Management	0,6
International Organisation for Migration	6,5	International Commission of Jurists	0,6
Swiss Aids Care International	6,4	The International Center for Living Aquatic Resources Management	0,5
Agha Khan Stiftung	5,1	Consortio para el Desarrollo de la Ecorregión Andina	0,5
International Federation of the Red Cross and Red Crescent Societies	5,0	Organization for Security and Co-operation in Europe	0,5
OXFAM International	3,6	Biodiversity International	0,4
Aktion gegen den Hunger	3,3	International Maize and Wheat Improvement Center	0,4
International Union for the Conservation of Nature and Natural Resources (World Conservation Union)	3,2	International Council of Voluntary Agencies	0,4
Academic et recherche internationale/étranger	2,7	South Centre (Organization of Developing Countries)	0,4
Geneva Centre for the Democratic Control of Armed Forces	2,7	International Institute of Tropical Agriculture	0,4
CAB International	2,0	Overseas Development Institute	0,3
International Planned Parenthood Federation	2,0	Network	0,3
World Agroforestry Centre	2,0	International Food Policy Research Institute	0,2
International Center for Tropical Agriculture	1,9	Sothran African Development Community	0,2
Agency for Technical Cooperation and Development	1,6	International Civil Defence Organisation	0,2
Organisation de coopération et de développement économiques (contributions aux fonds spéciaux pour les activités de coopération technique uniquement)	1,5	Inter-American Institute for Cooperation on Agriculture	0,1
The International Rice Research Institute	1,3	International Potato Center	0,1
Handicap International	1,2	International Water Management Institute	0,1
World Vegetable Center	1,2	OECD Development Centre	0,4
International Center for Integrated Mountain Development	1,1	Andere ausländische NGOs	97,2
Organisation internationale de la Francophonie	1,0	Ausländische Staatsorganisationen	25,4
Global Water Partnership	1,0	Ausländische Privatorganisationen	22,9
International Land Coalition	0,9	Weitere internationale Organisationen	10,8

5. INTERNATIONALE FINANZINSTITUTE, MULTILATERALE PROGRAMME		71,7	
Weltbank (WB)	21,1	African Development Bank (übrige)	3,9
Int. Bank für Wiederaufbau und Entwicklung (WB)	20,6	Asian Development Bank (übrige)	3,8
African Development Bank	9,2	Internationale Finanz-Corporation (WB)	1,1
Inter-American Development Bank	7,3	Weitere Entwicklungsbanken	0,4
Int. Development Association (WB)	4,4	Asian Development Bank	0,1

6. PRIVATSEKTOR SCHWEIZ		27,3	
-------------------------	--	------	--

7. ÖFFENTLICHER SEKTOR SCHWEIZ		10,3	
--------------------------------	--	------	--

8. HOCHSCHULEN UND FORSCHUNG SCHWEIZ		50,1	
Schweizerisches Tropeninstitut	13,4	Universität Genf	1,2
Schweizerischer Nationalfonds	10,8	Wasserforschungsinstitut der ETH	0,7
Sonstige Schweizer Forschung	4,7	Berner Fachhochschule	0,6
Universität Bern	4,3	FIBL Forschungsinstitut biologischer Landbau	0,4
Universität Fribourg	3,0	Agroscope	0,2
ETH Zürich	2,8	Fachhochschule Südschweiz	0,2
EPF Lausanne	2,6	Fachhochschule Zürich	0,1
Fachhochschulen	2,5	Universität Basel	0,1
Genfer Hochschulinstitut für Int. Studien	2,5		

TOTAL PARTNERORGANISATIONEN		1355,3	
DIREKTZAHLUNGEN		285,9	
TOTAL 2014:	1503,5	TOTAL 2015:	1641,3



GELESEN

«Panama Papers: Wer im Fokus steht»

GELESEN

«Geld stinkt nicht»



Zuwendungen von über zehn Millionen Franken: Solidaritätslauf von Terre des Hommes in Genf, 2015.

Zu den Absahmern gehört beispielsweise Education 21, das «nationale Kompetenz- und Dienstleistungszentrum für Bildung für Nachhaltige Entwicklung (BNE) in der Schweiz». Es erhält 5,9 Millionen Franken, um «Kinder und Jugendliche auf ein selbständiges und selbstverantwortliches Leben in einer immer komplexer werdenden Welt vorzubereiten». Insbesondere soll es die «Umsetzung von BNE» im umstrittenen Lehrplan 21 und im «Plan d'études romand» sowie im «Piano di studio della scuola dell'obbligo ticinese» unterstützen. Die privatrechtliche Stiftung, die aber fast ausschliesslich von Staatsgeldern zehrt, trägt nach der etwas umständlichen Selbstdefinition «als permanente Unterstützungsstruktur für BNE massgeblich zur Verstetigung von BNE nach Abschluss der UN-Dekade für BNE in der Schweiz bei».

Education 21 ist ein eindrückliches Beispiel dafür, wie sich der Staat selbst immer neue Bedürfnisse und Aufgaben schafft – und wie die Deza grosszügig für die Schäfchen der Hilfslobby sorgt. Direktor von Education 21 ist Jürg Schertenleib, ehemaliger Chefjurist der Schweizerischen Flüchtlingshilfe. Manchen Lesern mag er noch als Erfinder der sozialdemokratischen Anti-Blocher-Kampagne «Abzotteln, SVP!» bekannt sein («Wahlkampf, Propaganda, Selbsterhaltung», *Weltwoche* Nr. 12/08). Heute flankiert Schertenleib die Asylpolitik von Genossin Simonetta Sommaruga mit einem stattlichen Gehalt und einem Millionenbudget auf Staatskosten («Viele Menschen sind vor Tod, Vertreibung und Folter nach Europa geflohen. Hauptursache [...] ist der Krieg in Syrien», heisst es auf der Website von Education 21).

Dass Deza-Gelder für politische Propaganda in der Schweiz eingesetzt werden, ist kein Ein-

zelfall. So ist auch das Projekt «Un Monde Migrant» (100 000 Franken) des Filmemachers Agostino Pacciani auf der Liste («Wir sind alle Einwanderer»). Der mit Deza-Geld subventionierte Genfer Künstler will «Tabus brechen» und fordert, Europa dürfe sich nicht hinter seinen Grenzen verstecken, es müsse Toleranz zeigen und realisieren, dass «Einwanderungsphänomene eine Chance und sogar einen ökonomischen Faktor» darstellten.

Millionen für Universitäten

Der Deza-Geldsegen ergiesst sich auch über nicht weniger als siebzehn schweizerische Institutionen aus dem Hochschul- und Forschungsbereich (tatsächlich sind es sogar noch mehr, auf der Liste befindet sich auch die Kategorie «Andere»). Sie erhalten insgesamt über fünfzig Millionen Franken. Manche sind selbst in Bundeshand, es findet also eine Art Querfinanzierung statt – eine Bundesstelle finanziert eine andere. Das Schweizerische Tropen- und Public-Health-Institut in Basel erhält 13,4 Deza-Millionen, der Schweizerische Nationalfonds 10,8. Bisher war nicht bekannt, dass unsere Spitzenforscher auf Entwicklungshilfe im engeren Sinn angewiesen sind.

Wie erwähnt, sind auch die beiden ETH unter den Empfängern, die Eawag, mehrere kantonale Universitäten, die Berner Fachhochschule oder das Forschungsinstitut für biologischen Landbau. Auch in diesem – vorsichtig formuliert – Randbereich der Entwicklungshilfe gelangt das Giesskannenprinzip zur Anwendung: Das Geld wird flächendeckend verteilt.

Die Unterstützungsliste der Deza ist zwar lang, aber noch immer nicht ganz vollständig. So bekommen beispielsweise nicht näher ausgewiesene «Schweizer Institutionen im

Bereich der Kultur» insgesamt 2,2 Millionen Franken Entwicklungshilfegelder. Wer das ist und was deren Tätigkeit mit Entwicklungshilfe zu tun hat, bleibt schleierhaft.

Ebenfalls ungenannt bleiben die in der Rubrik «Andere schweizerische Nichtregierungsorganisationen (NGO)» zusammengefassten Geldempfänger. Der Betrag, den diese weder nach Zahl noch nach Namen bestimmten Institutionen erhalten, beläuft sich auf 22,7 Millionen Franken – etwa so viel, wie 5000 mittelständische Haushalte an Bundessteuern zahlen.

Im Unterholz der Uno

Von der Anzahl her finanziert die Deza fast gleich viele Organisationen im Inland wie im Ausland. Doch der Betrag für ausländische Player ist einiges höher. So erhalten mehr als 28 (!) verschiedene Uno-Unterorganisationen insgesamt über 276 Deza-Millionen. Im Dschungel der Milliardenzahlungen muss man sich hier durch das dichteste Unterholz kämpfen. Die bürokratischen Kürzel reichen von WFP (World Food Programme) über UNDP (United Nations Development Programme), UNHCR, Unicef und UNOCHA (United Nations Office for the Coordination of Humanitarian Affairs) bis zu Unep (United Nations Environment Programme), UNGC (United Nations Global Compact) und UNDAC (United Nations Disaster Assessment and Coordination). Von Schwerpunktbildung bei der Entwicklungshilfe, wie sie der Bund angeblich anstrebt, ist auch hier nichts auszumachen.

Eine weitere Kategorie von Begünstigten bilden internationale Finanzinstitutionen wie die Weltbank (insgesamt 71,1 Millionen Franken). Der grösste Beitrag – 387,4 Millionen – fliesst unter der Rubrik «Andere ausländische und internationale Organisationen». Hinzu kommen, wenig trennscharf, weitere 234,5 Millionen Franken für «Organisationen des Südens und Ostens». Auch hier sind die einzelnen Empfänger nicht aufgelistet. In Tat und Wahrheit finanziert die Deza also noch weit mehr als die von ihr selbst genannten rund 200 Organisationen in aller Welt.

Offensichtlich bereitet es dem Aussendepartement von Didier Burkhalter (FDP) und der Deza unter ihrem Direktor Manuel Sager schon Mühe, eine transparente Übersicht darüber vorzulegen, wer alles von der Schweizer Entwicklungshilfe profitiert. Meist führen unterstützte Organisationen mehrere Projekte durch. Man kann sich ausmalen, wie schwierig ein solides Controlling dieses finanziellen Wildwuchses ist. Ein anderes Thema ist die Frage, ob das viele Geld auch wirkungsvoll eingesetzt wird. Verlässliche Informationen darüber sind noch spärlicher.

Lesen Sie in der nächsten Ausgabe, wie die Deza mit ihren Millionen Regionalpolitik in der Schweiz treibt und sich so eine politische Klientel schafft.

Daten-GAU beim Bund

Während gegen die Waffenschmiede Ruag eine Cyberattacke im Gang war, transferierte das Bundesamt für Informatik und Telekommunikation persönliche Daten von V-Leuten des Nachrichtendienstes und von unter Zeugenschutz stehenden Personen an das Unternehmen. *Von Hubert Mooser*

Die Geschichte war gut inszeniert: Wochenlang drang keine Silbe nach aussen, am Mittwoch vor einer Woche informierte das Verteidigungsdepartement (VBS) die Öffentlichkeit plötzlich über eine Cyberattacke gegen die bundeseigene Waffenschmiede Ruag. Zur gleichen Zeit konnte man die Story bereits mit wichtigen Details im *Tages-Anzeiger* lesen. Sogar die Täter waren schon fast vollständig ermittelt: die bösen Russen.

In Tat und Wahrheit lenkte der spektakuläre Angriff aber vor allem von einem viel wesentlicheren Skandal ab. Die Cyberattacke offenbarte weitaus gravierendere Schwachstellen der Bundesverwaltung als bisher angenommen. Dass die Computer der Ruag und des VBS miteinander vernetzt waren, hatte das VBS selbst in der Pressemitteilung verklausuliert durchblicken lassen. Über Passwörter haben Ruag-Mitarbeiter Zugriff auf Daten des Verteidigungsdepartements – eine laut VBS historisch gewachsene Verflechtung, die man aufgrund von Budgetkürzungen nicht habe entflechten können. Ob die Hacker über diese Verbindung auch ins System des Bundes eindringen konnten, ist noch nicht ganz klar.

Amt verschickt Namen gefährdeter Zeugen
Recherchen der *Weltwoche* zeigen nun, was der Bund bisher unter dem Deckel hielt: Das VBS stellte im Nachgang zur Cyberattacke fest, dass das Bundesamt für Informatik und Telekommunikation (BIT) der Ruag die gesamten Datensätze des Bundespersonals, selbst Angaben über Personen, die unter besonderem Schutz stehen, geliefert hatte – und dies erst noch zu einem Zeitpunkt, da im Computer des Unternehmens ein unentdeckter Trojaner wütete, wie Verteidigungsminister Guy Parmelin schon im Februar, wenige Wochen nachdem der Nachrichtendienst des Bundes (NDB) das VBS über die Cyberspionage informiert hatte, seinen Kollegen beichten musste.

Der Fall sorgt seither für erhebliche Unruhe und Nervenflattern in der Verwaltung. Denn es geht um einen der sensibelsten Bereiche überhaupt: um die persönlichen Daten von V-Leuten des Nachrichtendienstes – also zum Beispiel um Informanten oder eingeschleuste Verbindungsleute. Betroffen ist auch das Bundesamt für Polizei (Fedpol) im Departement von Simonetta Sommaruga. Das BIT leitete nämlich auch Daten von Personen an die Ruag, die sich ausgerechnet in einem Zeugenschutzprogramm des Fedpol befinden.

Seit 2013 betreut die Zeugenschutzstelle des Bundes Menschen, die wegen ihrer Aussage in Fällen von schwerster Kriminalität an Leib und Leben gefährdet sind. Also Frauen und Männer, die gegen Menschenhändler aussagen, als Zeugen gegen mafiaähnliche Organisation auftreten. Es geht um jährlich zehn bis fünfzehn Personen, die in ein Zeugenschutzprogramm aufgenommen werden müssen.

An die Ruag flossen via BIT auch die Personalien und Informationen über die Mitglieder des Armee-Aufklärungsdetachements 10 (AAD 10). Die Armee hält die Liste dieser auf Auslandseinsätze spezialisierten Eliteeinheit geheim.

Justizministerin Simonetta Sommaruga sei fast an die Decke gesprungen, als Kollege Parmelin in der Bundesratssitzung über dieses Leck berichtet habe, sagen bundesratsnahe Kreise. Das VBS und das Fedpol hätten in den vergangenen Wochen einen richtigen Kraftakt vollbringen müssen, um die Sicherheit der vom Datentransfer betroffenen Personen dennoch zu gewährleisten. Auch die Geschäftsprüfungsdelegation (GPDel) des Parlaments, welche die Untersuchung der Cyberattacke gegen die Ruag in Form einer Oberaufsicht seit Wochen begleitet, kümmert sich um die Geschichte.

Auf zentrale Fragen haben GPDel, Bundesrat und Ermittler bis heute keine korrekten

Justizministerin Sommaruga sei fast an die Decke gesprungen, als sie vom Leck erfuhr.

Antworten erhalten. Zum Beispiel: Wie kommt es, dass das BIT geschützte Daten von Mitarbeitern an ein Unternehmen weiterleitet? Wer hat einen solchen Auftrag erteilt? Wozu braucht die Ruag diese Mitarbeiterdaten überhaupt? Und vor allem: Gelangten diese heiklen und geheimen Personendaten ebenfalls via Ruag in die Hände der russischen Hacker? Das VBS betont, man habe keinen solchen Auftrag erteilt.

Das BIT selber verharmlost die Geschichte, die den Bundesrat, die Bundesverwaltung und das Parlament seit Wochen auf Trab hält, mit folgender Erklärung: «Das BIT hat die Ruag aufbauend auf gesetzlichen Grundlagen (VBVB) und vereinbarungsgemäss letztmals im Juni 2015 zur Komplettierung von deren Telefonverzeichnis mit Daten (Departement,

Amt, Anrede, Name, Vorname, Funktion, Telefonnummer, Fax-Nummer, E-Mail-Adresse und Dienstadresse) von Mitarbeitenden der Bundesverwaltung beliefert. Diese Datenlieferungen umfassten zu keinem Zeitpunkt als vertraulich oder geheim eingestufte Informationen.» Es gebe dafür eine Vereinbarung mit der Ruag, präzisiert das BIT zudem.

Das sei nur die halbe Wahrheit, betont ein Insider. Es habe eine zweite Sendung gegeben, mit den geheimen Daten von Mitarbeitern des Nachrichtendienstes und von Personen, welche in einem Zeugenschutzprogramm steckten. Die Lieferung dieses geheimen Datenpakets musste das BIT separat verschicken.

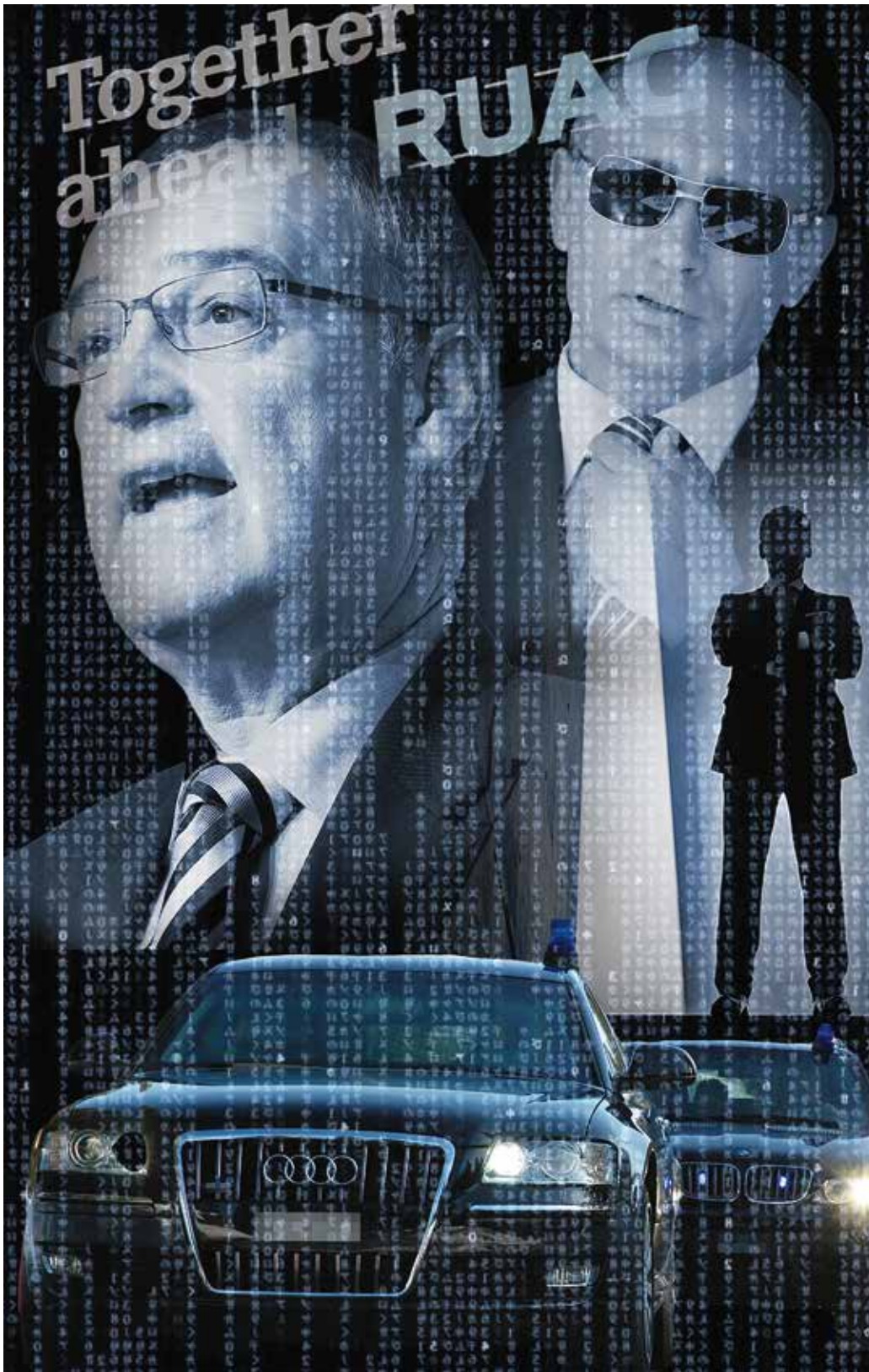
Mitarbeiter des Rüstungsunternehmens geben sich dagegen fast etwas ratlos, wenn man sie fragt, wozu sie die Daten der Mitarbeiter des Bundes benötigen würden. Man finde die Datenlieferungen des BIT selber auch «strange», also verwunderlich, hier müsse sich jedoch das BIT erklären. Zwei Stunden später folgt trotzdem eine mit dem VBS abgestimmte Erklärung. Die Ruag sei Expertin im Bereich IT-Security. Deshalb vertrauten Kunden der Ruag wichtige Daten an. Man sei ständig mit Cyberangriffen konfrontiert und gewohnt, diese abzuwehren.

Welche Informationen die Hacker aber ausgerechnet bei der Ruag abgesogen haben, kann zurzeit niemand mit letzter Gewissheit sagen, da die Daten gemäss gutunterrichteten Quellen verschlüsselt gestohlen wurden. Nur so viel ist bekannt: Insgesamt klauten die Täter nach Darstellung der Ruag zwischen 23 und 27 Gigabytes – das soll knapp einem Prozent der gesamten Ruag-Datenmenge entsprechen.

Seit über einem Jahr gehackt

Wie die bisherigen Ermittlungen gezeigt haben, sind die Computer der Ruag seit Dezember 2014 mit einem Trojaner infiziert. «Der Angriff wurde sehr professionell ausgeführt», sagt Ruag-Informationenchef Jiri Paukert. Das Unternehmen habe rasch und gezielt die notwendigen Schritte eingeleitet und so grösseren Schaden verhindert. Man könne aufgrund des Angriffs auch neue Erkenntnisse gewinnen.

Hat man rasch die notwendigen Schritte eingeleitet? Wohl kaum: Erst im Januar 2016 wurde Verteidigungsminister Parmelin vom Nachrichtendienst über diesen Fall von Cyberspionage informiert. Der entscheidende Hinweis kam aus Deutschland, der Deutsche Bun-



Wer gab den Auftrag, welche Daten gelangten via Ruag zu den Russen? Parmelin, Putin.

destag (Parlament) war vor Monaten selber Ziel von Cyberattacken. «Bei diesen Abklärungen hat sich gezeigt, dass die Ruag in der Schweiz auch attackiert wurde», schildert ein Insider.

Schon im Januar sei klar gewesen, dass der Angriff offensichtlich aus Russland kam. «Der entdeckte Trojaner hatte Ähnlichkeit mit einer früheren Attacke gegen das EDA», sagt GPDel-Präsident Alex Kuprecht. Von Parmelin sofort über den Vorfall informiert, drängte die

GPDel ab Februar auf eine Pressemitteilung. Denn solange die Cyberangriffe als geheim eingestuft wurden, konnte man auf den Vorfall nicht reagieren, weil man dafür Mitarbeiter hätte einweihen müssen. Aber besonders die Bundesanwaltschaft (BA) legte sich hier wegen der Ermittlungen quer, und der Sicherheitsausschuss des Bundesrates mit Justizministerin Simonetta Sommaruga, Verteidigungsminister Guy Parmelin und Aussenminister Didier Burkhalter liessen sich

von den Bedenken der BA überzeugen. Und so blieb die Geschichte unter dem Deckel – bis vor einer Woche Bewegung hineinkam.

Die Ermittlungen der Bundesanwaltschaft waren zwar noch nicht abgeschlossen, aber plötzlich wechselte das VBS den Status des Geschäfts von geheim auf vertraulich. Parmelin schickte seinen Kollegen eine Info-Notiz zum Stand der Dinge inklusive einer dünnen, vorgefertigten Pressemeldung für die Bundesratssitzung vom 4. Mai. Bis zu diesem Zeitpunkt waren die Bundesräte mit Unterlagen versorgt worden, die nach der Sitzung wieder eingezogen wurden. Als Begründung dafür, dass das VBS in die Offensive ging, diene die Recherche des *Tages-Anzeigers*, der von der Cyberattacke Wind bekommen hatte und am Tag der Bundesratssitzung eine Geschichte dazu publizieren wollte.

Seither versucht das Verteidigungsdepartement den Ball flach zu halten. «Wichtig scheint uns aber, noch einmal darauf hinzuweisen, dass die Cyberspionage-Attacke bei der Ruag geschehen ist», so VBS-Sprecher Renato Kalbermatten, «und dass bis jetzt keine Schäden am Informatiksystem des Bundes festgestellt wurden.» Stattdessen wird jetzt bekannt, dass das BIT geheime Daten von Mitarbeitern an ein Unternehmen verschickte, welches zum gleichen Zeitpunkt Ziel einer Cyberattacke war.

Zentralisierung gefordert

Die Geschichte könnte Bundesrat, Parlament und Verwaltung zudem noch länger beschäftigen, als dem VBS lieb ist. Sie wirft auch erneut die Frage auf, ob die gesamte elektronische Datenabwicklung in Zukunft über das BIT laufen soll. Der heutige freisinnige Ständerat Ruedi Noser und eine Mehrheit des Parlaments machen seit Jahren Druck in diese Richtung. SVP-Nationalrat und Computerspezialist Alfred Heer hält nicht viel von dieser Idee: «Eine Zentralisierung der EDV wäre meiner Meinung nach ein Fehler. Ein dezentrales Datenmanagement ist sicherer.»

Der Daten-GAU beim BIT wirft aber auch noch andere Fragen auf, beispielsweise zur Sorglosigkeit der Bundesverwaltung im Umgang mit Informationen über Menschen, die sich in einem Zeugenschutzprogramm befinden. Der Präsident der Rechtskommission des Nationalrats, Jean Christophe Schwaab (SP), erwartet vom Fedpol einen besonders sorgfältigen Umgang mit solchen Daten. «Es sind ja nicht nur besonders schützenswerte Personendaten, sondern auch Informationen, welche einen Einfluss auf die persönliche Sicherheit der geschützten Zeugen haben können», sagt Schwaab. Bei einem Hacking müsse man die betroffenen Zeugen unverzüglich informieren. Im vorliegenden Fall dürfte das schwierig gewesen sein. Als die Eidgenossenschaft von der Cyberattacke erfuhr, wütete der Trojaner schon seit Monaten im Computersystem der Waffenschmiede Ruag. ○



«Schwachstellen»: Straftäter Mehdi E.-B. beim Eilverfahren in Köln (u.l.), beim Verlassen des Gerichts (u.r.); Kölner Silvesternacht, Opfer Marlene.

Kriminell nach Herzenslust

Monatelang konnte der vermeintliche Flüchtling Mehdi E.-B. Handys klauen, Ladendiebstähle begehen, mit Drogen handeln und Frauen belästigen. Jetzt ist er in der Schweiz gefasst worden. Die Geschichte des Marokkaners vereinigt in sich so ziemlich alles, was im Asylwesen schief läuft. *Von Alex Reichmuth*

Anfang Dezember 2015 reist Mehdi E.-B. über den bayrischen Grenzübergang Rosenheim nach Deutschland ein. Mutmasslich ist er über die Balkanroute gekommen. Warum er als Marokkaner Schutz nötig haben sollte, leuchtet zwar nicht ein. Seine Heimat ist weder als Kriegsland noch als Unrechtsstaat bekannt. Trotzdem wird der Neunzehnjährige als Asylbewerber registriert.

Bereits kurz nach der Einreise fällt der angebliche Flüchtling durch Ladendiebstähle auf. Sodann klaut Mehdi E.-B. am 3. Januar zusammen mit einem marokkanischen Kumpel das Handy eines Passanten. Kurz danach verhaftet Bundespolizist Christoph G. die beiden. Sie kommen in Untersuchungshaft. Die Polizei ermittelt nicht nur wegen des Trickdiebstahls gegen die Marokkaner, sondern auch, weil sie an Übergriffen auf Frauen während der Silvesternacht in Köln beteiligt gewesen

sein sollen. Laut dem Magazin *Spiegel* soll Mehdi E.-B. zu einer Gruppe von fünf Männern gehört haben, die Frauen massiv bedrängt und belästigt haben.

«Ich fasse es nicht»

Bezüglich des Handydiebstahls kommt ein sogenanntes Eilverfahren zur Anwendung. Darum stehen Mehdi E.-B. und sein Komplize schon am 8. Januar vor Gericht. Bundespolizist Christoph G. sagt gegenüber der Richterin aus, die beiden hätten sich bei der Verhaftung «abgezockt und routiniert» verhalten. Die Richterin verurteilt die Marokkaner wegen des gestohlenen Handys zu einer Woche Arrest. «Das sollte nicht noch mal vorkommen», ermahnt sie die zwei. «Ich habe einen Fehler gemacht und entschuldige mich dafür», zeigt sich Mehdi E.-B. vor Gericht reumütig.

Weil den Tätern die Untersuchungshaft angerechnet wird, gilt die verhängte Strafe bereits als verbüsst. Die Ermittlungen zur Rolle von Mehdi E.-B. in der Kölner Silvesternacht sind zwar noch nicht abgeschlossen. Trotzdem kommen die beiden sofort frei. «Ich fasse es nicht», kommentiert Bundespolizist Christoph G. die Entlassung gegenüber dem *Spiegel*. «Das ist für mich und für die Opfer wie ein Schlag ins Gesicht.» Auch Erich Rettinghaus, Landesvorsitzender der nordrhein-westfälischen Polizeigewerkschaft, spricht von einem «unverständlichen» Urteil. «Es kann doch nicht sein, dass wir gerade in diesem Fall, in dem es Bezüge zu den Übergriffen an Silvester gibt, eine derart niedrige Strafe verhängen.» Solche Milde werde von den Tätern «als Schwäche des Rechtsstaats» verstanden, so Rettinghaus. Er sollte recht behalten.

Fernsehjournalisten konfrontieren Mehdi E.-B. beim Verlassen des Gerichts mit dem Vor-

wurf, bei den Übergriffen dabei gewesen zu sein. Er sei an Silvester nicht in Köln gewesen, versichert dieser. «Ich weiss nicht, was passiert ist.» Am Ende lacht er in die Kamera.

Der kurze Aufenthalt im Gefängnis scheint ihn nicht beeindruckt zu haben. Am 19. Januar ist Mehdi E.-B. bereits wieder auf Diebestour. Eine Detektivin in einem Laden in Aachen ertappt ihn. Vier Tage später wird er auch in einem anderen Aachener Geschäft beim Stehlen erwischt. Konsequenzen scheint das keine zu haben.

Gewaltausbrüche und Drogenkonsum

Anfang Februar verdichtet sich der Verdacht gegen ihn, einer der Haupttäter von Köln gewesen zu sein. Eine Studentin identifiziert Mehdi E.-B., als ihr Fotos von Verdächtigen vorgelegt werden. «Die Nummer 5167878 war zu hundert Prozent einer, der direkt vor mir gestanden hat», bestätigt sie. Die Staatsanwaltschaft Köln erlässt einen Haftbefehl gegen den Asylanten wegen Raub und sexueller Nötigung in einem besonders schweren Fall.

Am 18. Februar führt die Polizei Razzien in mehreren deutschen Städten durch, um mutmassliche Täter der Silvesternacht zu fassen, darunter auch Mehdi E.-B. Der ist allerdings nicht in der Asylunterkunft in Würselen bei Aachen anzutreffen, wo er eigentlich wohnen sollte. Denn wegen Gewaltausbrüchen und Drogenkonsums hat er dort schon seit einigen Wochen Hausverbot.

Wie Journalisten von Spiegel-TV herausgefunden haben, war der Gesuchte zuvor einem anderen Asylheim zugeteilt worden, fünf Kilometer von Würselen entfernt. Dort hält er sich allerdings auch nicht auf. Die Journalisten treffen aber auf Waltraud L., die als Hausmeisterin für die Unterkunft zuständig ist. «Na klar kenn' ich den», sagt sie, mit einem Foto des Verschwundenen konfrontiert. «Der hatte immer neue Klamotten an, von Kopf bis Fuss. Der hat geklaut wie ein Rabe.» Auch mit Drogen habe er gehandelt. Er habe sich verschiedene Namen zugelegt, so Waltraud L., «einen fürs Sozialamt, wo er sein Geld abholte». Im Zimmer, wo Mehdi E.-B. sein Bett hatte, findet sie seine Meldung als Asylsuchender. Das Dokument hat er wohl bewusst zurückgelassen.

Diebestour nach Konstanz

Am 15. April veranlasst die Kölner Staatsanwaltschaft beim Bundeskriminalamt einen europäischen Haftbefehl gegen Mehdi E.-B. Zwei Tage später reist dieser in die Schweiz ein. Er beantragt Asyl und kommt im Empfangs- und Verfahrenszentrum Kreuzlingen unter. Am Tag danach überprüfen die Schweizer Polizeibehörden in der internationalen Polizeidatenbank von Interpol und im Schengener Informationssystem (SIS) routinemässig, ob gegen Mehdi E.-B. etwas vorliegt. Das Resultat ist negativ. Vom europäischen Haftbe-

fehl, den die Kölner Staatsanwaltschaft veranlasst hat, ist nirgendwo die Rede.

Unklar ist, ob die Schweizer Behörden in Erfahrung bringen können, dass Mehdi E.-B. in Deutschland bereits als Asylbewerber registriert war. In diesem Fall könnte er als sogenannter Dublin-Fall grundsätzlich nach Deutschland rückgeführt werden. Das Staatssekretariat für Migration gibt dazu aber keine Auskunft.

Neun Tage nach Ankunft in der Schweiz unternimmt Mehdi E.-B. eine Diebestour ins benachbarte deutsche Konstanz. Da es seit der Errichtung des sogenannten Schengen-Raums keine Grenzkontrollen mehr zwischen der Schweiz und Deutschland gibt, muss er nicht befürchten, von den Zollbehörden angehalten und überprüft zu werden. Zusammen mit einem Kollegen stiehlt er im Lago-Shoppingcenter Zigaretten und Lebensmittel. Ein Ladendetektiv beobachtet den Diebstahl und informiert die deutsche Polizei. Diese folgt Mehdi E.-B. bis an die Grenze und informiert dort die Schweizer Behörden. Das Grenzwachtkorps hält ihn an. Ein Schweizer Beamter erkennt ihn aufgrund eines Beitrags im Spiegel-TV. Er überprüft ihn anhand der internationalen Fahndungsdatenbanken, wird aber erneut nicht fündig. Einer der anwesenden deutschen Polizisten bietet seine Hilfe an, checkt Mehdi E.-B. in einer deutschen Fahndungsliste und stösst endlich auf den Haftbefehl. Der Marokkaner wird festgenommen und der Kantonspolizei Thurgau übergeben. Gemäss *St. Galler Tagblatt* hat ihn die Schweiz inzwischen Deutschland übergeben.

Haftbefehl blieb tagelang unbearbeitet

Warum erschien der europäische Haftbefehl gegen Mehdi E.-B. nicht im SIS? Aus der Antwort des deutschen Bundeskriminalamts (BKA) wird klar, dass der europäische Haftbefehl dort volle zwölf Tage unbearbeitet liegen blieb, bis der Gesuchte per Zufall an der Grenze gestellt wurde. Es werde derzeit geprüft, schreibt das BKA, «wo in diesem Fall Schwachstellen bestanden, um diese schnellstmöglich abzustellen». Das Schweizer Bundesamt für Justiz will den Schlendrian der deutschen Kollegen nicht kommentieren. «Es ist nicht an der Schweiz, ein bestimmtes Vorgehen der deutschen Behörden zu beurteilen», schreibt das Bundesamt auf Anfrage.

Mehdi E.-B. konnte also als falscher Flüchtling kommen, beliebig Landesgrenzen überschreiten, sich mehrfach als Asylant registrieren lassen und Sozialgeld beziehen. Er konnte nach Herzenslust Handys klauen, Ladendiebstähle begehen und mutmasslich Frauen belästigen. Obwohl er mehrfach gestellt wurde, hatte sein kriminelles Verhalten monatelang keine ernsthaften Konsequenzen – dank naiven und überforderten Behörden. Willkommen in Europa! ○

Bern

Bauverbotszone

Wie die Hauptstadt wegen der Hüttensiedlung Zaffaraya das Recht verbiegen wollte und dabei auf die Nase fiel. Von *Hubert Mooser*

Die Vorgeschichte des Zaffaraya ist tumultuös. Im Sommer 1985 bauten Hausbesetzer beim Gaswerkareal im Berner Marzili eine illegale Hüttensiedlung. 1987 räumte die Polizei das Gelände. Dann hauten die Zaffarayaner, wie sich die Hausbesetzer nannten, in der Stadt mächtig auf den Putz. Der Gemeinderat knickte ein und liess sie in der Nähe der Autobahnauffahrt Neufeld ihre Bretterbuden aufstellen.

Eigentlich dachte man damals an maximal sechs Monate, inzwischen sind fast dreissig Jahre daraus geworden. 2008 ging das Grundstück in den Besitz der Eidgenossenschaft über, und nun stehen hier nicht mehr bloss Bretterbuden, sondern durch das Zaffaraya ohne Baubewilligung erstellte Einfamilienhäuschen – in einer Bauverbotszone.

Aber Stadtpräsident Alexander Tschäppät (SP) und der 2008 für dieses Grundstück federführende Bundesrat Moritz Leuenberger (SP) fanden, das sei immer noch besser als Krawalle in der Stadt Bern. Auch Bundesrätin Doris Leuthard (CVP), Leuenbergers Nachfolgerin, duldete die kalte Enteignung von Grund und Boden der Eidgenossenschaft durch das Zaffaraya. 2013 überliess ihr Departement das Terrain der Stadt sogar zur unentgeltlichen Nutzung. Tschäppät versprach eine Legalisierung der Situation.

Legalisieren bedeutet in diesem konkreten Fall die tolldreiste Erfindung einer schweizweit einzigartigen Zone für experimentelles Wohnen. Das wollte die Stadt zuerst bei einer emotional weniger belasteten anderen Liegenschaft testen. Die Stimmbürger winkten die Änderung der Zonenpläne durch. Dann legten die Vereinigungen «Bern aktiv» und der «Bund der Steuerzahler» gegen die von der Stadt geplante «Hüttendorfzone» Beschwerde ein und bekamen jetzt prompt recht. Die kantonale Justizdirektion kritisierte, dass die Schaffung einer solchen Hüttendorfzone eine Ausweitung der Bauzone bedeute. Dies sei aber seit dem Inkrafttreten des revidierten Raumplanungsgesetzes am 1. Mai 2014 nicht mehr möglich. Bis die kantonalen Richtpläne angepasst seien, gelte eine Art Moratorium bei der Einzonung von Bauland. Eine Massnahme, die besonders im rot-grünen Lager jubelt wurde und welche die rot-grüne Berner Stadtregierung jetzt zur Verschleierung eines Bauskandals verbiegen wollte. Mit der Wohnzone für experimentelles Wohnen in Bern wird es also vorerst nichts. Aber das wird die Zaffarayaner wohl auch nicht vom Neufeld vertreiben.

Botanik des Geldes

Willi Brammertz hat sich zum Ziel gesetzt, Ordnung in die Finanzdaten zu bringen. Im Bankensektor herrsche ein riesiges Durcheinander, findet der Ökonom. Risiken seien schwer voraussehbar, und auch die Überwachungsbehörden seien halbblind. *Von Beat Gygi und Marvin Zilm (Bild)*

«Bei Getränken und Lebensmitteln stehen auf der Verpackung ausführliche Angaben über den Inhalt, in der Industrie sind alle Produkte und Materialien genau beschrieben. Die einzige Branche, die das nicht geschafft hat, ist die Finanzbranche.» Ein wenig Ungeduld ist spürbar, wenn Willi Brammertz im Gespräch darlegt, dass es im Bankensektor zwar riesige Datenmengen gebe – Big Data sei ein nichtiges Thema –, aber viele dieser Datenhaufen seien in derartiger Unordnung, dass man einfach zu wenig damit anfangen könne. Da herrsche ein so grosses Durcheinander, dass es schwierig sei, Risiken vorauszusehen, auch die Überwachungsbehörden seien halbblind.

Neue Technologien

Brammertz hat praktisch sein ganzes Berufsleben lang an Vorschlägen gearbeitet, welche Ordnung und Übersichtlichkeit in die Finanzdaten bringen sollen. Begonnen hatte er in den achtziger Jahren mit seiner Doktorarbeit, später wurde eine Firma daraus, und heute, mit 65 Jahren und als Lehrbeauftragter an der ETH und der Uni Zürich, hat er das Gefühl, dass sich die Ideen von ihm und seinen Mitkämpfern nun in der Finanzbranche ausbreiten dürften. Ein paar Wochen ist es her, dass an einer Fachtagung der Schweizerischen Nationalbank sein Name als Verkörperung wichtiger Neuerungen im Finanzsystem genannt wurde. Im Publikum sassens grossenteils Bankenprofis, die mit der Nationalbank geschäftlich zu tun haben.

Sie hörten einem Vortrag über Kryptowährungen zu, in dem Johann Gevers, Chef und Mitgründer der Zuger Fintech-Gruppe Monegas, ein Bild von den Entwicklungen zeichnete, die auf dem Gebiet der digitalen Finanztechnologie möglich sein könnten. Es ging um neue Verschlüsselungstechnologien, digitale Währungen und um Handelssysteme, die ohne Zwischenhändler, dezentral und zu sehr niedrigen Transaktionsgebühren laufen sollen, auch auf Handys in Afrika. Und das Datenmodell, das mit seiner Darstellung von Finanzkontrakten zum Angriff auf traditionelle Handelssysteme eingesetzt werden soll, beruhe auf Brammertz' Ansatz. Dieser hat ein System entworfen, bei dem sich praktisch alle denkbaren finanziellen Verträge in ein einfaches Raster einordnen lassen: Es genügen rund dreissig Typen von Kontrakten; fast jedes Geschäft oder Wertpapier lasse sich so zuordnen. Bereits mit fünf bis sechs Kontrakttypen erfasse man gut und gerne 90 Prozent aller



Treffsicherer eingreifen: Ökonom und Unternehmer Brammertz.

Finanzverträge weltweit. Er vergleicht es mit einem Bestimmungsschlüssel für die Botanik: Da gebe es auch nur eine beschränkte Anzahl von Blütentypen, also beispielsweise keine siebzehn- oder neunzehnblättrigen Blüten.

Auf Glückssuche in Indien

Hatte er von Anfang an dieses Ziel vor Augen? Nein, überhaupt nicht. Im dritten Lehrjahr hatte er seine Laborantenstelle in Basel verlassen, um nach Indien aufzubrechen. Der Beruf erschien ihm als zu bünzlig, die Sehnsucht nach dem wahren Leben und nach Freiheit war überwältigend. Per Autostopp reiste Brammertz in die Türkei, traf Gleichgesinnte unter Freaks und Hippies. Aber das empfand er nach seinen Worten nicht als Freiheit, er fand es überhaupt nicht spannend. Später formulierte er es in einer TV-Sendung so: «Man tut nichts mehr und ist nur mit Menschen zusammen, die nichts mehr tun. Man hat sich nichts mehr zu erzählen.» Er sagte sich damals, dass das Glück wohl noch weiter im Osten liegen müsse.

Aber auch die Ankunft in Indien habe keine Ruhe in sein Leben gebracht. Nach einem Drogenabsturz habe er von Krankenschwestern eine Bibel geschenkt erhalten und die Weltreligionen zu studieren begonnen: den Islam, den Buddhismus, den Hinduismus, das Judentum und das Christentum. Brammertz durchlebte in Indien eine Zeit der Askese, ass bisweilen mit Aussätzigen aus dem gleichen Teller, kam dann aber mit Freunden zur Überzeugung, dass sie die ihnen gebotenen Chancen im Leben nutzen sollten. Der Drang nach Freiheit könne unfrei machen, frei fühle man sich eher, wenn man das tue, wofür man geboren worden sei.

Fünf Jahre nach seinem Aufbruch kehrte er in die Schweiz zurück. Er holte die Matura nach, 1977 heiratete er und gründete eine Familie, die drei Kinder sind längst erwachsen, die Ehe hat gehalten. Anfang der achtziger Jahre nahm er als Dreissigjähriger ein Ökonomiestudium mit Schwerpunkt Ökonometrie auf, und ab diesem Zeitpunkt begann er sich mit der Frage zu befassen, welches die Einzelteile des Finanzsystems sein könnten, gewissermassen die Moleküle, und was die Rolle der Banken dabei sei.

Anders gesagt: Er suchte herauszufinden, aus welchen Legosteinen sich Finanzgeschäfte oder Banken zusammensetzen lassen. Sein zentraler Gedanke war, dass der Finanzkontrakt den einzelnen Baustein ausmache, und seine Doktorarbeit ging bald in diese Richtung. Er gab sie beim Zürcher Buchhaltungsprofessor Conrad Meyer ab. Das Buch «Unified Financial Analysis», das er einiges später, praktisch am Tiefpunkt der Finanzkrise 2009, zusammen mit vier anderen Autoren veröffentlichte, gründet weitgehend auf den Ansätzen aus seiner Dissertation.

Nach der Zeit an der Universität arbeitete er beim Beratungsunternehmen Winter Partners. 1992 gründete er da zusammen mit Jürg B. Winter die Firma Iris (Integrated Risk Management

AG), die für Banken Beratung und Dienstleistungen zu Management und Risikoüberwachung bezüglich Vermögen und Verbindlichkeiten (Asset-Liability-Management) erbrachte. 1996 nahm er den akademischen Faden wieder auf und entwickelte auf dieser Grundlage mit den Iris-Fachleuten das Softwareprodukt Riskpro, das nach Brammertz' Angaben schliesslich in gut zwanzig Ländern an über 230 Unternehmen verkauft wurde, darunter an zahlreiche deutsche Banken. Entsprechend wuchs die Firma, und als Iris 2008 an die Brüsseler Finanzinformations- und Risikoanalyse-Gruppe FRS Global verkauft wurde, umfasste die Belegschaft rund 150 Personen. Dann kam die Finanzkrise, und FRS Global wurde 2010 vom amerikanischen Konkurrenten Wolters Kluwer Financial Services übernommen.

Brammertz brachte nach 2008 ein neues Unternehmen auf einer Open-Source-Grundlage auf den Weg, das sich in kleinerem Massstab wiederum auf die Standardisierung von Finanzdaten, vor allem von Kontrakten, konzentrieren sollte. Zusammen mit Allan Mendelowitz, dem früheren Chef der mittlerweile aufgelösten amerikanischen Überwachungsbehörde Federal Home Loan Banks, initiierte er das Projekt Actus (Algorithmic Contract Types Unified Standards). Ziel bleibe die Vereinheitlichung der Darstellung von Finanzdaten in der Bankenbranche, damit die Vergleichbarkeit von Bank zu Bank verbessert werde, Investoren und Konsumenten das eingegangene Geschäft besser verstünden und die Regulatoren rascher sehen könnten, wenn Risiken zu gross würden.

Risikolage auf Knopfdruck

Ist das wirklich neu? Es gibt ja heute die Buchhaltung, die Beaufsichtigung der Risikomodelle, die Berichterstattung an die Finanzmarktaufsicht und Ähnliches. Nein, meint Brammertz, die Banken hätten eben ganz unterschiedliche Systeme mit unterschiedlichen Algorithmen, um von einem Vertragstext auf die sich daraus ergebenden Finanzflüsse zu kommen. Bei dieser Vielfältigkeit könne man die Kontrakte nicht einfach zusammenzählen, da müsse man jeden einzelnen Vertrag durchdeklinieren, bis klar werde, wann sich welche Geldflüsse daraus ergäben. Würde man dagegen den Actus-Ansatz anwenden und jeden Finanzkontrakt durch die genaue Abfolge der Geldflüsse beschreiben, wäre sofort und eindeutig sichtbar, wie die Lage sei. Im Gegensatz zu anderen Standardisierungen im Finanzsektor würden nämlich nicht nur die Daten standardisiert, sondern auch die dazugehörenden Algorithmen, welche die Cashflows erzeugen. Oder anders ausgedrückt: Alle sprächen von Daten und vergässen darob die Cashflow-generierenden Funktionen, die wie siamesische Zwillinge mit den Daten verknüpft seien und ebenso eindeutig sein müssten.

Auf den Einwand, die Buchhaltung biete mit der Bilanz doch einen Überblick darüber, wie

viel Vermögen vorhanden sei und wie es sich entwickeln könnte, meint Brammertz, der Bilanzwert solle gerade nicht der Ausgangspunkt des Denkens sein. Zahlungsflüsse begreife man viel schneller und leichter als einen Vertragstext mit Variablen und Formeln, aus denen man dann die Geldflüsse zuerst ableiten, zusammenzählen und abzinsen müsse, um einen Vermögenswert zu erhalten, den man in der Bilanz einsetzen könne. Heute sei die Datenlage sogar so komplex, dass bei Bilanzposten nicht einmal das Vorzeichen einheitlich gehandhabt werde. Buchhalter würden Aktivposten häufig mit einem Minuszeichen versehen, da man dafür ja bezahlt habe. Risikomanager dagegen setzten vor Vermögensposten eher ein Pluszeichen, weil die Firma diesen Wert ja zugut habe.

Gerät solche Transparenz nicht zum Nachteil der Banken? Brammertz ist gegenteiliger Ansicht. Wenn die eigentliche Abmachung über die Cashflows transparent gemacht werde, wisse jeder Finanzakteur, worauf er sich einlasse. Zudem sei es oft so, dass heute die Aufsichtsbehörden die Banken plagten, weil zu vieles ad hoc gemacht werde und nicht transparent sei. Sobald die Risikolage auf Knopfdruck präzise abrufbar sei, sei der Regulator nicht mehr halbblind, dann könne er zuverlässiger handeln und treffsicherer eingreifen. Auch Stresstests bei Banken wären viel einfacher, und vor allem würden sie mehr Vertrauen schaffen als heute. ○



DACH AUF-LOS GEHT'S!
Tessin erleben
in einem unserer charmanten
Benvenuti-Hotels

4 für 3 Nächte inklusive Frühstücksbuffet
Halber Tag Mythos Cabriolet mit unserem
Guestcar Fiat 500

Eintritt zu einer botanischen Weltreise
auf die Brissago-Inseln

*besonders
bemerkenswert*

BENVENUTI | Ascona
HOTELS ★★★★★ | Locarno

benvenuti.ch

Brüssels peinliche Kopie

Das 2008 gegründete European Institute of Innovation and Technology hatte hochfliegende Pläne. Jetzt legt ein Bericht des Europäischen Rechnungshofes eklatante Schwächen offen. Die Schweiz ist über «Horizon 2020» an dem Milliarden-Flop beteiligt. *Von Florian Schwab und Irene Sackmann (Illustration)*

Die drei Buchstaben MIT haben in der Welt der Wissenschaft einen Ruf wie Donnerhall. Jeder kennt das Massachusetts Institute of Technology in Cambridge, USA. Es gilt als ungemein effiziente Forschungsmaschine mit grosser Durchschlagskraft in Wirtschaft und Technik, als ein globaler Champion des Technologietransfers zwischen Wissenschaft und Unternehmen. Fünfundachtzig Nobelpreisträger hat es hervorgebracht. Innovationen vom Transistorradio über die Gillette-Rasierklinge bis zu Internet und E-Mail zieren die Liste der «fünfzig Dinge, die das MIT erfunden hat».

«Das können wir auch», sagte sich die EU-Kommission unter dem Portugiesen José Manuel Barroso und zimmerte als Bestandteil der Lissabon-Strategie ein europäisches MIT, das 2008 gegründet wurde und 2010 seinen Betrieb aufnahm. Zum Start orakelte das Wissenschaftsmagazin *Nature*, das European Institute of Innovation and Technology (EIT) sei eine «Farce», es sei mit «jenen Fehlern behaftet, die es eigentlich lösen soll».

Vor allem Probleme

Und tatsächlich: Nach sechs Jahren operativer Tätigkeit und Ausgaben von 460 Millionen Euro kennt kaum jemand das EIT in Budapest, Ungarn. Auf bahnbrechende Erfindungen, die sich das EIT-Signet ans Revers heften können, wartet die Welt bis anhin vergebens. Herausragende Exponenten der Schweizer Wissenschaft machen sich über die Versuche lustig, «per Copy-and-paste das MIT nach Ungarn zu verpflanzen». Offiziell sagen mag dies aber niemand, da die Teilnahme am EU-Forschungsplatz eine wichtige Maxime der Schweizer Politik ist.

Halten wir uns also an die Veröffentlichungen der offiziellen Europäischen Union: Kürzlich ist ein Prüfbericht des Europäischen Rechnungshofes erschienen, des obersten Prüfungsgremiums der EU in finanziellen Angelegenheiten. Der Bericht untersucht das Finanzgebaren und die Zielerreichung des EIT zwischen 2010 und 2014. Statt kreativer Ideen, innovativer Produkte und bahnbrechender Erfindungen sprudeln am EIT vor allem die Probleme, so der Befund.

Bereits in der Konstruktionsweise des EIT machen die Prüfer schwerwiegende Mängel aus. Das EIT, so der Grundgedanke, sollte keine eigenen Forschungsprojekte fördern, sondern in sogenannte «Wissens- und Innovationsgemeinschaften» (Knowledge and Inno-

vation Communities, KICs) investieren, die sich selbständig aus öffentlichen und privaten Akteuren eines Forschungszweigs zusammensetzen. Die drei Leitthemen für den Zeitraum 2010 bis 2014 hatte allerdings die EU-Kommission dekretiert («Schwerpunkthemen mit hoher gesellschaftlicher Relevanz»): Klimawandel (Climate-KIC, wir kommen darauf zurück), gesundes Leben und aktives Altern (EIT Health) und nachhaltige Energie (KIC Inno Energy). Jede KIC sollte sich zu maximal 25 Prozent aus den Mitteln des EIT finanzieren und die restlichen Gelder von anderen Partnern (Universitäten, Unternehmen, Stiftungen) einholen. Dadurch sollte eine «Hebelwirkung» erreicht werden: Jeder EIT-Euro soll zusätzlich drei Euro an Investitionen in Forschung und Entwicklung bewirken – eine Behauptung, welche die EU-Kommission bei jeder sich bietenden Gelegenheit wiederholt.

Das Konzept des EIT, schreiben die Prüfer, «basiert zwar auf stichhaltigen Grundüberlegungen, die gewünschte Wirkung hat sich bislang jedoch nicht eingestellt». Insbesondere das Ziel, den Hochschulsektor und die Privatwirtschaft zusammenzubringen und damit – das MIT lässt grüssen – unternehmerische Initiative zu befruchten, ist nicht aufgegangen: «Im Zeitraum 2010–2014 handelte es sich nur bei zwei der 40 wichtigsten Begünstigten, die vom EIT Finanzmittel erhielten, um Unternehmen.»

Stattdessen haben vor allem öffentliche Forschungseinrichtungen das EIT als willkommen

Die Anforderung, pro erhaltenem Euro drei zusätzliche Euro zu investieren, wurde umgangen.

mene zusätzliche Finanzquelle entdeckt und dabei die Programmrichtlinien ziemlich strapaziert. Die Anforderung, pro erhaltenem Euro drei zusätzliche Euro zu investieren, wurde gewohnheitsmässig umgangen, so der Bericht weiter. Beispielsweise habe ein (im Bericht anonymer) KIC-Partner im Jahr 2013 eine mit «188 Millionen Euro bewertete ergänzende KIC-Aktivität» gemeldet. Diese stand zwar auf den eingereichten Unterlagen «in Verbindung mit einem vom EIT geförderten Innovationsprojekt über 4,5 Millionen Euro», doch bei näherer Betrachtung gebe es «keinen überzeugenden Nachweis für eine klare

Verbindung zwischen dem Zweck der entstandenen Kosten von 188 Millionen Euro und dem mit 4,5 Millionen Euro bewerteten Innovationsprojekt».

Erfolge bleiben aus

Weiter trügen die KIC-Partner zum Haushalt «in erster Linie in Form von <Sachleistungen> und nicht in Form von Barmitteln bei». Es bestehe ein «hohes Risiko», dass die Universitäten das tun, was sie sowieso getan hätten («Mitnahmeeffekt»), und dem EIT «die Kosten als Beitrag für ergänzende KIC-Aktivitäten melden». Die Aktivitäten erschienen dadurch «aufgebläht». In Befragungen von Rechtsexperten hat der Rechnungshof ermittelt, dass sogar ein «Grossteil der ergänzenden KIC-Aktivitäten nicht zusätzlicher Natur ist». Programmteilnehmer beklagen, es gebe «einige einflussreiche Partner, die die Mittel unter sich verteilten». Die Verfahren für die Vergabe seien «intransparent». Die Prüfer kritisieren die übermässige Komplexität des Fördermodells.

Das erklärte Ziel des EIT, nur Anschubfinanzierungen für maximal fünfzehn Jahre zu gewähren und die KICs dann als unternehmerische Inkubatoren in die Selbständigkeit zu entlassen, wird bereits heute als unrealistisch eingeschätzt. Zwei Drittel aller Geldempfänger des EIT sind nicht der Ansicht, dass die KICs langfristig finanziell unabhängig werden können. «Im Zeitraum 2010–2014 wies nur eine KIC Einkünfte aus», hält der Bericht fest. Es handelte sich um 400 000 Euro. Greifbare Ergebnisse der EIT-Tätigkeiten, etwa in der Gestalt marktfähiger Produkte, nennt der Bericht keine.

Die Defizite in der Forschungsfinanzierung spiegeln sich auch in der organisatorischen Aufstellung des EIT. Der Rechnungshof rügt die hohe Personalfuktuation. Die oberste operative Führung des EIT habe im Schnitt jährlich gewechselt. So wurde beispielsweise der vorletzte Direktor für die letzten elf Monate seiner Amtszeit an einen Studienposten nach Florenz wegbeordert. Für die Tätigkeit des EIT zentrale Führungspositionen blieben teilweise über viele Monate unbesetzt. Das Controlling der Geldempfänger sei stark verbesserungswürdig, bislang seien «selten Kosten wegen mangelnder Leistung abgelehnt» worden. Die Organisation konzentriere sich «vorwiegend auf die Einhaltung der Vorschriften und die Ausschöpfung eigener Haushaltsmittel».



«Erhebliche operative Anpassungsmassnahmen erforderlich».

Zusammenfassend: «Das EIT ist nicht das wirkungsvolle Institut, als das es gedacht war.» Es seien «erhebliche rechtliche und operative Anpassungsmassnahmen erforderlich». Im Klartext: Bislang hat das EIT 460 Millionen Euro verbraten, ohne nachweisbare Erfolge.

Statt eines zweiten MIT ist es eine typische EU-Behörde geworden. Im letzten Dezember unterbrach die zuständige Kommission des EU-Parlaments die Genehmigung der EIT-Jahresrechnung und verlangte Änderungen. Vor einigen Tagen hat das EU-Parlament

dennoch mit grosser Mehrheit die Rechnung abgenommen.

Trotz dieser ernüchternden Bilanz wird das EIT-Budget für den Zeitraum 2014 bis 2020 von jährlich 100 Millionen Euro auf fast 400 Millionen vervierfacht. Neu ist das EIT im Forschungsrahmenprogramm Horizon 2020 (H2020) enthalten. Total 2,7 Milliarden Euro aus Horizon 2020 fliessen zwischen 2014 und 2020 an das EIT, was immerhin fast 4 Prozent der gesamten H2020-Mittel entspricht. Wir

Trotz der ernüchternden Bilanz wird das jährliche Budget vervierfacht.

erinnern uns: Die gefährdete Schweizer Beteiligung an Horizon 2020 infolge der Masseneinwanderungsinitiative jagte kürzlich Schockwellen durch das Land, so dass der Bundesrat sogar die Verfassung brach und die Personenfreizügigkeit auf Kroatien erweiterte, um die EU zufriedenzustellen. Angesichts des Prüfberichts stellt sich die Frage, bis zu welchem Grad die Probleme des EIT stellvertretend für die Schwächen der EU-Forschungsförderung stehen. Eine gute Visitenkarte für Horizon 2020 ist das EIT jedenfalls nicht.

Dreizehnköpfiges Schweizer Team

In welchem Ausmass muss sich die Schweiz an den Kosten für Brüssels peinliches MIT-Plagiat beteiligen? Das Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation im Departement Schneider-Ammann wiegelt ab: Die Schweiz zahle einen «Pauschalbeitrag an das Budget» und also «keine gesonderten Mittel zum Beispiel an das EIT». Rein rechnerisch beträgt der Beitrag der Schweiz 165 Millionen Franken.

Bislang beschränkt sich die Schweizer Erfahrung mit dem EIT vor allem auf die ETH Zürich. Sie ist federführend an einer der drei KICs beteiligt, der Climate-KIC mit Hauptsitz in London, deren Zielerreichung die EU-Prüfer als «mangelhaft» bewerten. Der Schweizer Aussenposten besteht aus einem dreizehnköpfigen Team unter dem Namen «Climate-KIC Switzerland», das sich letztes Jahr als Aktiengesellschaft konstituiert hat.

Zu den Partnern der Schweizer Zelle gehört gemäss Website das «Who is who» bedeutender Subventionsjäger im Bereich Klimawandel: «Core Partner» ist die South Pole Group von Renat Heuberger, die sich auf den Handel mit CO₂-Zertifikaten spezialisiert hat. Unter den Unterstützern figurieren der Verband Swis cleantech, die Stadt Zürich und die Stadtwerke Winterthur. Inwieweit die vom EU-Rechnungshof aufgedeckten Defizite des EIT auf den Schweizer Aussenposten durchschlagen, muss vorläufig offenbleiben. Geprüft wurden vor allem die Zentralen in Budapest und London. ○



«Das war eine andere Kultur»: Bundesratsausflug, Mont Soleil, 30. Juni 2005.

Lehren aus der Lektion

Schon einmal wollte eine rechte Mehrheit im Bundeshaus die Schweiz umbauen. Die «bürgerliche Viererbande», wie die Linke spottete, scheiterte aber bereits in den ersten Volksabstimmungen. Was lässt sich aus den wilden Jahren von 2003 bis 2007 lernen? *Von Markus Schär*

«Wir müssen das Land vor dieser zerstörerischen Wut schützen», tobte SP-Fraktionschef Roger Nordmann im *Tages-Anzeiger*. «Das Projekt der bürgerlichen Parteien besteht darin, alles abzubauen, was die Stärke der Schweiz ausmacht: die Sozialwerke, den Service public, die Bildung.» Die schrillen Töne lassen sich erklären: Spätestens in der Sondersession im April, als der Nationalrat den rot-grünen Wunschkatalog für die kommenden vier Jahre zusammenstrich, spürte die Linke schmerzlich, dass sie die Wahlen im letzten Oktober verloren hatte. SVP, FDP und CVP, alle unter neuer Führung, finden sich tatsächlich zum Schulterchluss, um den Standort zu stärken,

die Sozialwerke zu sichern, die Verwaltung zu zähmen – und ihrer Klientel gelegentlich ein Geschenk zu machen. Damit plagten sie den Kommentator des *Tages-Anzeigers* so, dass er das dringende Bedürfnis verspürte, «während einer WC-Pause gepflegt die Wand anzubrüllen».

Nur eines tröstet die Linken im Bundeshaus und in den Medien: Schon einmal wollte eine Regierung die Schweiz angeblich gemäss der neoliberalen Lehre umbauen – vor zwölf Jahren, nach der Wahl von Christoph Blocher (SVP) und Hans-Rudolf Merz (FDP) in den Bundesrat. Sie scheiterte schon in den ersten Volksabstimmungen, deshalb hofft Roger

Nordmann auch jetzt: «Die Bevölkerung wird die bürgerlichen Exzesse stoppen.»

Der Versuch mit einer rechtsbürgerlichen Regierung gilt heute als misslungen. Gerade deshalb drängt sich ein Rückblick auf: Was lief in der Legislatur 2003–2007 schief? Und was lässt sich daraus für die nächsten Jahre lernen?

Die Ausgangslage: Land am Tiefpunkt

Vor dem Schicksal von Hannibal warnte Christoph Blocher, als er 2004 zum Jahresauftakt im Albisgütli erstmals als Bundesrat zu seiner Partei sprach. Der Karthager zog mit seinem Heer über die Alpen und schlug die Römer schwer, zauderte aber, Rom anzugreifen. Sein



Reiterführer sagte ihm deshalb: «Zu siegen verstehst du; den Sieg zu nutzen, verstehst du nicht.» Wie Hannibal, der schliesslich alles verlor, erging es auch der rechtsbürgerlichen Regierung, die damals antrat. Sie hatte allerdings, anders als der Karthager, noch kaum etwas gewonnen – sie kämpfte mit den Gegnern in den eigenen Reihen und stand vor einem Berg von Problemen.

Der Schweiz ging es schlecht nach den 1990er Jahren, als die Immobilienblase platzte, die Einbindung in den europäischen Wirtschaftsraum scheiterte und die Unternehmen in der rapiden Globalisierung um ihre Märkte kämpften. Die Verschuldungsquote allein des Bundes schnellte von 10 auf fast 30 Prozent hoch; das Budget für 2004 sah einen Fehlbetrag von gegen sechs Milliarden Franken vor. Die Invalidenversicherung, als Auffangnetz für Restrukturierungsopfer missbraucht, zahlte doppelt so viele Renten wie 1990 und schrieb deshalb eine Milliarde Franken Defizit im Jahr. Die Swissair, von Freisinnigen gesteuert, stürzte 2001 ab, die Grossbank Credit

Suisse, der Lebensversicherer Swiss Life und der Technologiekonzern ABB schrammten am Aus vorbei; die Schweizer trauten den Wirtschaftsführern nicht mehr. Es half deshalb nicht, dass vor allem der vermeintlich erfolgreiche Präsident der UBS, Marcel Ospel, für eine rechtsbürgerliche Regierung warb.

2016: Dank der Schuldenbremse, die das Volk 2001 mit 85 Prozent Ja-Stimmen annahm, sinkt die Verschuldungsquote seit zehn Jahren; der Bund baute rund 25 Milliarden Franken an Schulden ab. Die Schweiz kam so gut durch die Wirtschaftskrise wie kaum ein anderes Land. Jetzt drohen erstmals seit 2005 wieder Defizite, deshalb muss der Bund sein Ausgabenwachstum dämpfen (nicht sparen!). Die Wirtschaft kämpft immer noch mit dem starken Franken – trotzdem können sich die Schweizer über günstige Aussichten freuen.

Der Bundesrat: Bande im Dauerstreit

Die «bürgerliche Viererbande», wie die SP verhöhnte, fand nie zusammen. Nach ihrem Rekordsieg bei den Nationalratswahlen 2003

stellte die SVP ein Ultimatum; widerwillig wählte deshalb eine knappe Mehrheit Christoph Blocher anstelle von Ruth Metzler (CVP) in den Bundesrat. Dazu zog das Parlament bei der Ersatzwahl für den freisinnigen Finanzminister Kaspar Villiger den rechten Ausser-rhoder Hans-Rudolf Merz der nach links neigenden Bernerin Christine Beerli vor. Zusammen mit Pascal Couchepin (FDP) und Samuel Schmid (SVP) kam so zwar eine Bande zusammen – aber eine, die von Anfang an keifte und kämpfte.

Die Schuld am Streit verteilte das schaulustige Publikum (nicht immer gerecht) vor allem auf die beiden Alphatiere. Christoph Blocher machte von Anfang an klar, was er als seinen Auftrag sah: «An meiner ersten Bundesrats-sitzung teilte ich den Kollegen mit, ich hätte das Pflichtenheft des Bundesrates gelesen.» Er müsse sein Departement führen, aber auch Mitverantwortung für die Regierungsent-scheide tragen, deshalb stelle er Gegenanträge, wenn ihm etwas nicht passe: «Das war eine andere Kultur.» Der Neue hob die Diskussion im Bundesrat auf ein höheres Niveau und zwang die Magistraten, vor allem die dossierscheuen Kollegen Pascal Couchepin und Moritz Leuen-berger, zu einer schärferen Argumentation.

Couchepin wehrte sich mit allen Mitteln gegen diesen Führungsanspruch (wie übrigens auch gegen den Parteifreund im Finanz-departement). Er machte wahr, was er einem Vertrauten vor der Wahl am 10. Dezember 2003 gesagt hatte: «Wird Blocher gewählt, dann las-sen wir ihn reden, und am Schluss stimmen wir gegen ihn. Wir werden ihn versenken.» Im September 2004 lehnte das Volk zwei Vorlagen zur erleichterten Einbürgerung ab, angeblich, weil Justizminister Blocher nicht dafür ge-kämpft hatte. Eine Woche danach schimpfte

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Guy Parmelin**
«Flexible KMU tragen zur Sicherheit bei», sagt der VBS-Chef
- **Verkehrsfinanzierung**
Ja zu «Milchkuh» – Schluss mit Stau
- **Ältere Arbeitnehmende**
sgv für flexiblen Arbeitsmarkt und gegen Kündigungsschutz

www.gewerbezeitung.ch

Couchepin im Interview mit der *NZZ am Sonntag*, die SVP spiele mit den Emotionen des Volkes – Blochers Haltung sei «gefährlich für die Demokratie». Schliesslich sorgte der macht-bewusste Walliser selber dafür, dass das Parlament seinen Gegenspieler versenkte: Bei der Bundesratswahl von 2007 fehlten Blocher die entscheidenden Stimmen von Couchepins FDP-copains aus der Romandie.

2016: Alle Mitglieder des Bundesrats zeigen sich heute strategisch bewusst, taktisch gewieft und dossierfest. In den letzten Jahren gab es aber kaum noch Konflikte im «Dream-Team», wie Didier Burkhalter (FDP) schwärmte. Die SVP-Männer Ueli Maurer und jetzt auch Guy Parmelin haben sich eingepasst. Sie müssten die Mehrheiten zum Kippen bringen – wenn der Aussenminister tatsächlich freisinnig stimmt.

Die Mehrheit: Staatsparteien in der Misere

«Der Wurm sitzt tiefer im Apfel», sagte FDP-Präsidentin Christiane Langenberger den Delegierten im Januar 2004; es brauche deshalb eine gründliche Analyse der Krise ihrer Partei. Nur Wochen später putschte der rechte Flügel um den St. Galler Nationalrat Peter Weigelt die Waadtländerin aus dem Amt. Der Zürcher Ruedi Noser, der als neugewählte Nachwuchshoffnung die Partei mit «Avenir radical» auf wilde Ideen bringen wollte, brach deshalb vor den FDP-Frauen in Tränen aus; die Romands drohten mit dem Davonlaufen. Der Zuger Ständerat Rolf Schweiger, so wirtschaftsnah, wie die FDP zu ihren guten Zeiten gewesen war, trat schliesslich als Präsident an – und sieben Monate später, nervlich ausgezehrt, schon zurück. Die stolze einstige Staatspartei, die 1979 dank dem Kampfruf «Mehr Freiheit – weniger Staat» mit 24 Prozent der Stimmen letztmals einen Wahlsieg gefeiert hatte und 2003 noch auf 17 Prozent gekommen war, lag auf dem Tiefpunkt darnieder.

Die CVP stand nach dem Verlust ihres zweiten Bundesratssitzes nicht besser da. Ihr einziger Vertreter, Joseph Deiss, hing von der Linken ab, die ihn seiner Rivalin Ruth Metzler vorgezogen hatten. Dabei strebte die Parteiführung um den enttäuscht abtretenden Präsidenten, den Thurgauer Philipp Stähelin, und den Strategiechef, den Schwyzer Bruno Frick, wieder nach rechts: Seit den siebziger Jahren hatte die CVP ein Drittel ihrer Wähler verloren, vor allem in den katholischen Stammländern, wo das Volk ihre Träume vom EU-Beitritt nicht verstand. Als letzte Hoffnung führte die Aargauer Nationalrätin Doris Leuthard die Partei auf einen «liberal-sozialen» Schlingerkurs – er brachte sie zwei Jahre später triumphal in den Bundesrat. Ihr Nachfolger, der Walliser Christophe Darbellay, zog 2007 bei der Abwahl von Blocher mit an den Fäden.

2016: Die Präsidenten Fulvio Pelli und Philipp Müller richteten die FDP wieder auf, die

Partei feierte dank ihnen 2015 ihren ersten Wahlerfolg seit 36 Jahren. Vor allem Fraktion-schefin Gabi Huber brachte die Einzelkämpfer mit Eigeninteressen auf einen klaren Kurs. Noch immer legen sich Etatisten von Bern bis Lausanne quer, aber der Liberalismus gilt bei den Liberalen wieder mehr als auch schon. Die CVP dagegen verlor 2015 weiter; sie vertraut jetzt in ihrer Not das Präsidium einem Rechtsausleger an. Gerhard Pfister (CVP) und Petra Gössi (FDP) wollen ihre Parteien nicht mehr stärken, indem sie gegen die SVP kämpfen, sondern indem sie mit ihr den bürgerlichen Schulterchluss suchen – aber mit eigenem Profil.

Die Gegner: Indiskretionen und Intrigen

«Wenn ein Bundesrat in seinem Departement aufräumen will», warnt ein Chefbeamter, «dann wird es schwierig.» Genau dies geschah am 1. Januar 2004: Christoph Blocher trat an, um die Bundesverwaltung auf die Effizienz zu trimmen, die er von seinem Unternehmen her kannte. Er strich im ersten Jahr über hundert Stellen in seinem Departement, stellte hohe Anforderungen, prüfte persönlich die Ergebnisse und höhnte über die «geschützte Werkstatt» der Beamten, die sich nicht um die Anliegen der Bürger scherten: «Man kann dort

Die Bürgerlichen wollen es besser machen als einst Hannibal: nicht nur siegen – den Sieg auch nutzen.

gut die ganze Woche über arbeiten, ohne je die Pantoffeln auszuziehen.» Damit machte sich Christoph Blocher noch mehr Feinde, als er in der Politik schon hatte. Die Bundesverwaltung fütterte die Parlamentarier und die Journalisten, die ihm nicht gut gesinnt waren (also fast alle), mit einem stetigen Strom von Indiskretionen, bis hin zum Vorwurf eines Komplotts gegen die Bundesanwaltschaft.

Die Sozialdemokraten stritten unter dem sanften Präsidenten Hans-Jürg Fehr noch untereinander; sie machten den rechten Flügel um die Berner Ständerätin Simonetta Sommaruga nieder. Zwei junge Freiburger, Nationalrat Christian Levrat und Ständerat Alain Berset, gaben aber 2007, nach vier «verlorenen Jahren», eine Streitschrift wider den Neoliberalismus heraus: «Changer d'ère». Sie war das Drehbuch für die Abwahl von Blocher und damit für die letzten acht Jahre in Bundesbern.

2016: Gegen die Verwaltung zu kämpfen, traut sich heute kein Bundesrat und kaum ein Parlamentarier. Es gibt aber Möglichkeiten, die Bürokratie zu zähmen: Man streicht ihr die Budgets zusammen und zwingt sie so, ihre Selbstbeschäftigung einzuschränken. Gegen die bürgerliche Mehrheit mit ihrer «stossenden Arroganz», wie Christian Levrat schimpft,

findet die Opposition derweil kaum ein Mittel. Denn nicht einmal die Medien stehen noch willig hinter ihr.

Die Ergebnisse: Debakel gleich zu Beginn

Die «bürgerliche Wende» scheiterte schon nach fünf Monaten, am 16. Mai 2004. Das Volk sprach sich mit 68 Prozent Nein-Stimmen gegen die 11. AHV-Revision aus, die das Anheben des Rentenalters der Frauen auf 65 vorsah. Und es schmetterte vor allem das Steuerpaket ab, das Ehepaare, Familien, Hauseigentümer und Anleger entlasten wollte: «Brutale Abfuhr für rechte Reformen», titelte die *Berner Zeitung*. Dabei ging es gar nicht um Vorlagen des neuen Bundesrates. Das Parlament hatte das Paket so überladen und verschnürt, dass elf Kantone aus Angst vor den Steuerausfällen das Referendum ergriffen hatten, angeführt von der Präsidentin der Finanzdirektoren, der Bündner Regierungsrätin Eveline Widmer-Schlumpf (SVP).

Daneben sieht die Bilanz der zerstrittenen «bürgerlichen Viererbande» gar nicht schlecht aus. Das Volk nahm ein halbes Jahr später den neuen Finanzausgleich mit 64 Prozent Ja-Stimmen an, eine der wichtigsten Vorlagen des letzten Jahrzehnts. Es stimmte im Juni 2005 sowohl der Unterzeichnung der Abkommen von Schengen und Dublin zu als auch der eingetragenen Partnerschaft für Homosexuelle, der weltweit ersten solchen Regelung, wie der linke Historiker Jakob Tanner in seiner «Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert» schwärmt. Christoph Blocher erntete im September 2006 klare Zustimmung zu seinen eigenhändig verschärften Asyl- und Ausländergesetzen. Und sogar Pascal Couchepin schaffte im Juni 2006 einen Erfolg mit seiner IV-Revision, dank welcher der Schuldenberg von 13 Milliarden Franken wenigstens nicht mehr weiterwuchs. Dennoch lag über diesen vier Jahren der Schatten des Debakels vom 16. Mai 2004 – es lässt die Opposition heute hoffen.

2016: «Wir alle können gegen die eisige Kälte etwas tun, wenn wir zusammenstehen», rief SP-Präsident Christian Levrat am 1. Mai seinen fröstelnden Genossen zu. «Wir sind diesem rechten Machtkartell nicht hilflos ausgeliefert, denn an der Urne sind wir – die Bürgerinnen und Bürger – in der Mehrheit.» Er träumt also davon, dass die angeblich überladene Unternehmenssteuerreform III, wie einst das Steuerpaket, an der Urne scheitert. Damit verkennt er, dass seine Gegenspieler aus der Abfuhr von 2004 durchaus etwas lernten. «Wir leben in einer direkten Demokratie», betonte CVP-Präsident Gerhard Pfister im *Tages-Anzeiger*. «Uns ist allen klar, dass wir unser Programm jetzt nicht diskussionslos durchfräsen können.» Die Bürgerlichen im Schulterchluss wollen es also besser machen als einst Hannibal: nicht nur siegen, sondern den Sieg auch nutzen. ○

Das zerstörte Leben eines Lehrers

Eine fatale falsche Anschuldigung wegen sexueller Übergriffe, eine in Panik geratene Schulbehörde und eine jahrelang verschleppte Strafuntersuchung haben einen Lehrer aus dem Kanton Zug die Existenz gekostet. Da weiss auch das Bundesgericht nicht mehr weiter. *Von Alex Baur*



Im Zweifel wird angeklagt.

Sekundarlehrer Franz Iten (Name geändert) war im August 2009 eben aus den Sommerferien zurückgekehrt, als ihn die Kantonspolizei Zug zu Hause verhaftete. Der Vorwurf traf den tadellos beleumdeten Mittfünfziger wie ein Blitz aus heiterem Himmel: Während zweier Jahre sollte er eine inzwischen sechzehnjährige Schülerin im Klassenzimmer wöchentlich sexuell missbraucht und sogar vergewaltigt haben. Dies behauptete zumindest die Mutter des Mädchens, welche die Anzeige erstattet hatte. Nach einer Woche wurde Iten zwar aus der Untersuchungshaft entlassen. Doch das war nur der Anfang eines kafkaesken Albtraums, der bis heute andauert. Aufgrund des Verdachtes stellte die Schulbehörde den Lehrer sofort frei, auf Ende 2009 wurde er entlassen. Vier unendlich lange Jahre gingen ins Land, bis die Zuger Staatsanwaltschaft den Fall endlich vor Gericht brachte.

Im Oktober 2013 entlastete das Zuger Strafgericht den Lehrer ohne Wenn und Aber in allen Punkten. Selbst die Staatsanwaltschaft hatte am Ende einen Freispruch gefordert. Doch die Vorverurteilung und das schleppende Verfahren hatten Iten aus der Bahn geworfen. Er konnte nie mehr richtig Tritt fassen und fristet heute das Dasein eines gesundheitlich angeschlagenen Frühpensionärs, der sich mit Gelegenheitsjobs über die Runden bringt. Die Tragödie um Lehrer Iten ist kein Einzelfall,

sie ist geradezu klassisch, in mehrfacher Hinsicht. Zum einen lässt sich die Entstehung der fatalen Falschanschuldigung präzise rekonstruieren. Im Zentrum steht eine übereifrige und unfähige Therapeutin, welche die Schülerin in einem anderen Zusammenhang betreute. Durch suggestive Fragen beschwor die Seelenklemptnerin die vermeintlich verdrängten Übergriffe herauf, die in Wirklichkeit nie stattgefunden hatten. Das Phänomen ist als «false memory syndrome» hinlänglich bekannt und hat schon viel Unheil angerichtet.

Geld gibt es trotzdem keines

Dass die an-therapierte Missbrauchsfantasie überhaupt als solche erkannt wurde, war einem Missgeschick der Privatklägerin zu verdanken. Um die Vorwürfe zu untermauern, reichte sie einen ausführlichen Therapiebericht zu den Akten. Die Verteidigerin liess diesen Bericht von zwei Experten begutachten. Das Resultat war vernichtend für die Therapeutin: «Offensichtlich hat sie nicht die geringste Ahnung von Gedächtnispsychologie und Suggestionforschung.» Die Privatgutachten brachten zwar noch nicht den Durchbruch. Dank ihnen konnte der Lehrer aber – gegen den erbitterten Widerstand der Staatsanwaltschaft notabene – auf gerichtlichem Weg eine Oberexpertise erzwingen. Nachdem auch der Obergutachter zum klaren

Schluss kam, dass die «bekundeten sexuellen Übergriffe nicht erlebnisbegründet» seien und auf suggerierten «Pseudoerinnerungen» beruhten, wollte die Staatsanwaltschaft das Verfahren einstellen. Doch nun legte sich das Zuger Obergericht quer. Auch das ist typisch. Bei Sexualstraffällen hat sich in der Praxis eine Art Umkehr der Beweislast eingeschlichen: Es liegt am Verdächtigten, seine Unschuld zu beweisen, im Zweifel wird angeklagt.

Dabei muten die Anschuldigungen, die im Verlauf des Verfahrens immer dramatischer wurden, abenteuerlich an und mussten Misstrauen wecken. Wie ist es möglich, dass kein Mensch die vermeintlichen Übergriffe im von aussen gut einsehbaren Klassenzimmer bemerkte? Warum sollte das keineswegs schüchterne und in sexuellen Dingen erfahrene Mädchen die Übergriffe verdrängt haben? Ausser der Strafanzeige der Mutter gab es keinerlei belastende Indizien gegen den Lehrer. Bereits 2011 erkannte das Zuger Verwaltungsgericht, dass die Kündigung von Lehrer Iten nach 33 klaglosen Berufsjahren rechtsmissbräuchlich war. Die Schule musste ihm neun Monatslöhne nachzahlen. Iten liess sich damit nicht abspesen. Anlässlich seines Freispruchs vor Gericht forderte er erfolglos mehrere hunderttausend Franken Schadenersatz von der Staatsanwaltschaft. Durch eine unkritische, einseitige und schleppende Verfahrensführung trug diese seiner Meinung nach die Hauptverantwortung für das Debakel.

Letzte Woche, sieben Jahre nach der Verhaftung, hat das Bundesgericht entschieden: Lehrer Iten hat zwar grundsätzlich ein Recht auf Wiedergutmachung, Geld gibt es trotzdem keines. Der Fehler lag nach Meinung der Richter nicht bei der Staatsanwaltschaft, sondern bei den Schulbehörden, die dem Lehrer lediglich aufgrund eines Verdachtes gekündigt hatten. Wie sich die Schule hätte verhalten müssen – hätte sie das Strafverfahren etwa einfach ignorieren oder den Verdächtigten über vier Jahre bei vollem Lohn freistellen müssen? –, liess das Bundesgericht indes offen. Das Bundesgericht entscheidet zum ersten Mal über eine derartige Forderung, wie dem Urteil zu entnehmen ist. Dabei sind gerade im Sexualbereich schleppende Strafverfahren, die jahrelang auf zu Unrecht Verdächtigten lasten, keine Seltenheit. Doch die Opfer von Falschanschuldigungen verzichteten bislang auf Klagen. Mit gutem Grund. Denn klar ist nach dem Urteil des Bundesgerichtes nur eines: Selbst wenn das Unrecht anerkannt wird, trägt niemand eine Verantwortung dafür. ○

Perfektes Symbol des Klassenfeinds

Der ehemalige Londoner Bürgermeister Ken Livingstone erklärte kürzlich, Hitler sei ein Zionist gewesen. Damit bedient er den bei den Linken tiefverwurzelten Antisemitismus. Während die Faschisten in den Juden Parasiten sahen, galten sie den Sozialisten seit je als Inbegriff des Kapitalismus. *Von Nicholas Farrell*

Dass die Linke überall, nicht bloss in Grossbritannien, ein massives Problem mit den Juden hat, ist eine der grossen Wahrheiten, über die niemand gern spricht. Wer dieses Problem beim Namen nennt, wird zurechtgewiesen, als Spinner abgetan und verlacht oder zum Schweigen gebracht.

Der linke Antisemitismus ist kein neues Phänomen, die Linke hat diesen Judenhass in ihrer DNA. Seit 1968 äussert sich diese Einstellung vor allem in Hass auf Israel, der sich als Antizionismus tarnt. Die Israelis, also die «Zionisten», werden als böse Imperialisten und Kapitalisten gebrandmarkt, die dank der «jüdischen Lobby» den grossen Satan Amerika kontrollieren. Dieser linke Antisemitismus hat aber nicht erst mit dem arabisch-israelischen Konflikt begonnen, er wurde durch ihn nur noch weiter angefacht.

Es begann auch nicht mit dem Lieblingsprojekt der europäischen Linken, dem Multikulturalismus, der es Muslimen erlaubt, in ihren eigenen Parallelgesellschaften zu leben. Multikulti verschafft der Linken wertvolle Wählerstimmen. Und vergessen wir nicht die Demonstrationen, bei denen die Israelis als Nazis bezeichnet werden, Parolen wie «Tod den Juden» gerufen und unheilige Allianzen gebildet werden mit Leuten, die die Juden und den jüdischen Staat vernichten wollen. Islamofaschisten sind das nützliche Fussvolk (oder die nützlichen Idioten) der Linken. Es ist ein gefährliches Spiel, das da gespielt wird.

Der linke Antisemitismus beginnt aber nicht mit Israel, Multikulti und den Muslimen, seine Ursprünge reichen viel weiter zurück. Bereits 1920 erklärte Adolf Hitler bei einer Kundgebung in München: «Wenn wir Sozialisten sind, dann müssen wir definitiv Antisemiten sein – den Gegner, in diesem Fall Materialismus und Geldwirtschaft, gilt es zu überwinden.» Grosser Beifall. Hitler fuhr fort: «Wie, als ein Sozialist, sollte man kein Antisemit sein können?»

Feinde der Armen

Hitler hat sich immer als Sozialist verstanden. Insofern war das kurzzeitige Bündnis mit Stalin von 1939 bis 1941 – ein Pakt zwischen Nationalsozialismus und internationalem Sozialismus – ideologisch gesehen eine viel plausiblere Allianz als das Bündnis der kapitalistischen Mächte Amerika und Grossbritannien mit der kommunistischen Sowjetunion.

Jahrhundertlang wurde der Antisemitismus religiös begründet und von der katholi-

schen Kirche auch so vertreten: «Die Juden haben unsern Herrn Jesus getötet.» Aber seit dem 19. Jahrhundert und mit dem Aufstieg der politischen Linken gewann dieses Motiv eine rassistische Färbung – die Juden galten nun als Feinde der Armen.

Karl Marx, Sohn eines zum Protestantismus konvertierten Juden, hasste die Juden. In seinem 1843 erschienenen frühen Aufsatz «Zur Judenfrage» schreibt er: «Betrachten wir den wirklichen weltlichen Juden, nicht den Sabbatjuden, wie Bruno Bauer es tut, sondern den Alltagsjuden. Suchen wir das Geheimnis des Juden nicht in seiner Religion, sondern suchen wir das Geheimnis der Religion im wirklichen Juden. Welches ist der weltliche Grund des Judentums? Das praktische Bedürfnis, der Eigennutz. Welches ist der weltliche Kultus der Juden? Der Schacher. Welches ist sein weltlicher Gott? Das Geld.»

Das war beileibe kein einmaliger Ausrutscher. Marx' Schriften sind getränkt von Antisemitismus – wie etwa der Leitartikel «Die russische Anleihe», der am 4. Januar 1856 in der *New-York Daily Tribune* erschien:

«So finden wir als Stütze jedes Tyrannen einen Juden, so wie sich jeder Papst auf einen Jesuiten stützt. In Wahrheit wären die Sehnsüchte der Unterdrückter hoffnungslos und Kriege gänzlich undurchführbar, gäbe es nicht



Stalinistische Propaganda: Ken Livingstone.

ein Heer von Jesuiten, um das Denken zu ersticken, und eine Handvoll Juden, um die Taschen zu plündern. [...] Die wirkliche Arbeit wird von den Juden getan und kann auch nur von ihnen getan werden, da sie, indem sie ihre Energie auf den Tauschhandel mit Wertpapieren und die daraus reichlich sich ergebenden Geldwechselgeschäfte und Begebungen von Wechseln konzentrieren, den Mechanismus des Anleihenhandels und seine Geheimnisse monopolartig beherrschen. [...] Hier und da und überall, wo ein klein wenig Kapital nach Anlage verlangt, ist stets einer dieser kleinen Juden zur Stelle, um einen kleinen Vorschlag zu machen oder einen kleinen Teil einer Anleihe

Der Judenhass war integraler Bestandteil der neuen säkularen Religion namens Marxismus.

unterzubringen. [...] So werden diese Anleihen, die dem Volke zum Fluch, den Gläubigern zum Ruin und den Regierungen zur Gefahr gereichen, zum Segen für die Bankhäuser der Kinder Judas. Diese jüdische Organisation von Anleihehändlern ist für das Volk so gefährlich wie die adelige Organisation der Grundbesitzer.»

Der Judenhass war ebenso integraler Bestandteil der neuen säkularen Religion namens Marxismus wie der Hass auf die Reichen. Der französische Revolutionär Pierre Leroux, der den Begriff «Sozialismus» einführte, schrieb 1846 in einem Leitartikel seiner Zeitung *Le Globe*: «Wenn wir von den Juden sprechen, meinen wir den jüdischen Geist – den Geist des Profits, des Mammons, des Gewinns, der Spekulation, kurzum den Geist des Bankiers.» In Grossbritannien wurde 1891 in der marxistischen Zeitung *The New Labour* erklärt: «Wo immer es in Europa Unruhen gibt, wo immer Kriegsgerüchte zirkulieren und die Menschen Angst haben vor Veränderungen und Katastrophen, kann man sicher sein, dass ein hakennasiger Rothschild unweit der Unruhe-region seine Hand im Spiel hat.»

«Hängt sie an die Laterne»

Und Michail Bakunin, der sich vom Marxismus abwandte und den Anarchismus begründete, schrieb 1871 in dem Pamphlet «Persönliche Beziehungen zu Marx»: «Diese ganze jüdische Welt, die eine ausbeuterische Sekte, ein Blutegelvolk, einen einzigen fressenden Parasiten bildet, eng und intim nicht nur über



Hass auf Israel: Demonstration in Stuttgart.

die Staatsgrenzen hinweg, diese jüdische Welt steht heute zum grossen Teil einerseits Marx, andererseits Rothschild zur Verfügung.»

Und Ruth Fischer, namhafte deutsche Kommunistin und Führungsmitglied der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD), erklärte 1923 auf einer Studentenversammlung: «Wer gegen das Judenkapital aufruft, meine Herren, ist schon Klassenkämpfer, auch wenn er es nicht weiss. Sie sind gegen das Judenkapital und wollen die Börsenjobber niederkämpfen. Recht so. Tretet die Judenkapitalisten nieder, hängt sie an die Laterne.» Da drängt sich die Frage auf: Worin unterscheidet sich die Kommunistin Ruth Fischer eigentlich von dem Nationalsozialisten Adolf Hitler?

Zwar waren viele bolschewistische Revolutionäre Juden (wie etwa Trotzki), aber sobald Stalin fest im Sattel sass, ging er rücksichtslos gegen Juden vor, die er als «wurzellose Kosmopoliten» bezeichnete. Im Dezember 1952 erklärte er vor dem ZK-Präsidium: «Jeder jüdische Nationalist ist Agent des amerikanischen Geheimdienstes.» Als der Labour-Politiker und ehemalige Londoner Bürgermeister Ken Livingstone kürzlich verkündete, Hitler sei

ein Zionist gewesen, wiederholte er nur, was die stalinistische Propaganda in den 1940ern und 1950ern in die Welt gesetzt hatte, um die systematische Judenverfolgung in der Sowjetunion zu rechtfertigen: Säuberungen, Folter, Schauprozesse, Gefängnis und Hinrichtung.

Der Hass der Linken auf die Juden hat also einen einfachen Grund: Der Jude gilt als perfektes Symbol des Klassenfeinds. Aber ich höre schon den Einwand: «Der Antisemitismus passt nicht zu den Linken, weil er Ausdruck rechter Politik ist.» Ja, wenn damit die faschistische Rechte und nicht die libertäre Rechte gemeint ist. Der Faschismus hat aber sehr viel mehr mit der Linken gemeinsam als mit der konservativen Rechten.

Kapitalisten und Parasiten

Benito Mussolini, den Hitler zum Vorbild nahm, war ein sozialistischer Revolutionär, der nach dem Ersten Weltkrieg zu den Gründern der faschistischen Bewegung gehörte. Er und viele andere Sozialisten hatten erkannt, dass die Menschen ihrem Land stärker verbunden sind als ihrer Klasse. Er warf den internationalen Sozialismus über Bord und gründete

den nationalen Sozialismus, den er Faschismus nannte. Hitler bezeichnete seine Version denn auch als Nationalsozialismus.

Oft hört man, dass der Faschismus unmöglich eine linke Ideologie sein könne, weil die Faschisten nicht an Klassenkampf geglaubt hätten. Sie haben aber sehr wohl an Klassenkampf geglaubt – nicht denjenigen zwischen Proletariat und Kapitalisten, sondern den zwischen Produzenten (jedweder Klasse) und Parasiten (jedweder Klasse).

Internationale Sozialisten und nationale Sozialisten behaupteten, dass die Welt von einer internationalen jüdischen Verschwörung kontrolliert werde. Für die einen war diese der Feind der Internationale, für die anderen der Feind der Nation. Die Sozialisten (so bezeichneten sich die Marxisten vor dem Kommunismus) sahen den Juden als Inbegriff des Kapitalisten, die Faschisten sahen ihn als Inbegriff des Parasiten. Dass die heutige Linke einen solchen Hass auf Israel hat, ist nach all dem kein Wunder.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Wer weckt die britische Bulldogge?

Der mögliche Austritt Grossbritanniens aus der EU verunsichert Brüssel zutiefst. Viele Eurokraten versuchen krampfhaft, das Brexit-Referendum nicht unnötig zu befeuern. Andere scheinen es darauf anzulegen, die Briten loszuwerden. *Eine Reportage aus der EU-Zentrale von Wolfgang Koydl*



Lieber eigene Wege.

Der spanische Kanister ist fast leer, bei Ungarn und Luxemburgern steht der Wasserpegel auf halbvoll, aber die Briten scheinen noch kein einziges Mal genippt zu haben. Wie unterschiedlich gross der Durst diverser europäischer Nationen ist, lässt sich derzeit im Atrium des Sitzes des Europäischen Rates in Brüssel studieren, wo ein niederländisches Künstlerkollektiv eine Kunstinstallation platziert hat: 28 gläserne *water cooler*, wie man sie aus amerikanischen Filmen kennt, einer für jeden Mitgliedsstaat der Union, aufgestellt in einer alphabetischen Zickzackreihe.

Was das Werk genau aussagen will, bleibt das Geheimnis seiner Urheber. Genauso rätselhaft ist die Frage, weshalb ausgerechnet das britische Gefäss noch randvoll ist. Bedient sich keiner bei ihnen? Werden die Briten im

Ratsgebäude von den anderen geschnitten? Oder trinken die Briten selber kein Wasser? Ist das Kunstprojekt einfach nicht ihre *cup of tea*, ihr Ding – genauso, wie das ganze europäische Projekt nie wirklich ihr Ding gewesen ist?

Ende Juni wird man mehr wissen. Dann werden die *water cooler* wieder aus dem Ein-

Es wirkt, als ob die Europäer flüsternd und auf Zehenspitzen durch ihr Haus tappten.

gangsbereich des Justus-Lipsius-Gebäudes entfernt werden, wo sie von der niederländischen Ratspräsidentenschaft aufgestellt wurden. Und die Briten werden darüber abgestimmt haben, ob sie weiter in der Euro-

päischen Union bleiben oder doch lieber wieder eigene Wege gehen wollen.

Jenseits des Ärmelkanals hat die Kampagne für das Referendum noch nicht richtig gezündet. In Brüssel hingegen ist die Volksabstimmung überall präsent. Es gibt kaum eine Stellungnahme, eine Vorlage, einen Beschluss, bei dem die berufsmässigen Europäer nicht besorgt über die Schulter blicken, um sich zu vergewissern, dass sie die Meinungsbildung bei den komplizierten Britinnen und Briten nicht unabsichtlich in die falsche, europafeindliche Richtung geschoben haben.

Es wirkt, als ob die Europäer flüsternd und auf Zehenspitzen durch ihr europäisches Haus tappten, damit sie ja nicht die bissige britische Bulldogge wecken. Mit angehaltenem Atem verfolgte man den Auftritt von US-Präsident Barack Obama in London. Würde seine Intervention pro EU den Eurokritikern Munition liefern? Und wie würde Donald Trumps polternde Empfehlung an die Briten ankommen, der Union den Mittelfinger zu zeigen?

Sehr frühzeitig hatte man in Brüssel die Entscheidung getroffen, dass das europäische Spitzenpersonal keine Wahlempfehlungen abgeben würde – kein Jean-Claude Juncker, kein Donald Tusk, keine Angela Merkel, kein François Hollande. Jedem war klar, dass dieser Schuss nach hinten losgehen würde, wenn diese Damen und Herren Wahlkampf für die EU machen würden. Deshalb war es auch nur Nigel Farage, der Führer der anti-europäischen britischen United Kingdom Independence Party (Ukip), der maliziös Kommissionspräsident Juncker zu einer Fernsehdebatte einlud. Der stimmte zu – unter der spitzbübischen Bedingung, dass das Gespräch auf Französisch geführt werde. Farage lehnte dankend ab.

Happige Geldstrafe

Auf Englisch wollte sich hingegen Parlamentspräsident Martin Schulz einmischen. Mit einer Mischung aus Ungläubigkeit und Heiterkeit wird überall in Brüssel kolportiert, wie der deutsche Sozialdemokrat auf Teufel komm raus bei den Briten Werbung für Europa machen wollte. «Schulz hält sich für die fleischgewordene Verkörperung des europäischen Gedankens und ausserdem für einen unschlagbaren Wahlkämpfer», berichtete ein EU-Diplomat voller Häme. «Leider ist er der Einzige, der das glaubt. Daher bedurfte es

grosser Anstrengungen, ihn von dem Vorhaben abzuhalten.» Schulz, so der Vertrauensmann, hätte das Referendum tatsächlich beeinflussen können – wenn auch nicht in die beabsichtigte Richtung. EU-Kritiker wie Boris Johnson hätten sich voller Vorfreude die Hände reiben können.

Schulz mag zu Hause bleiben, doch dafür hat die EU-Kommission den Euro-Skeptikern ein Geschenk gemacht, von dem sie nicht einmal zu träumen wagten. Der soeben erneut bekräftigte Vorschlag der Kommission, Migranten nach einer Quote unter den Mitgliedsstaaten aufzuteilen und widerspenstige Länder mit einer happigen Geldstrafe von 250 000 Euro pro Flüchtling zu belegen, war Wasser auf die Mühlen der Europagegner. So besorgt war man in der britischen Regierung über die Kommissionspläne, dass Premierminister David Cameron persönlich intervenierte und Juncker dazu zu bewegen suchte, die Ankündigung auf einen Zeitpunkt nach dem 23. Juni zu verlegen, wenn die Abstimmung auf der Insel gelaufen sein würde. Aber Brüssel liess sich nicht erweichen.

Dies gab wilden Verschwörungstheorien Auftrieb, die manche Briten schon seit langem hegen. Sie haben den Verdacht, dass es einige Mitgliedsstaaten auf dem Kontinent gibt, die klammheimlich auf einen Austritt des Königreiches aus der Union hinarbeiten. Vor allem die Namen der frankofonen Staaten Frankreich, Belgien und Luxemburg fallen in diesem Zusammenhang immer wieder. Bei einem Brexit, so deren Gedankengang, wäre man die penetranten Quertreiber und Querulanten ein für alle Mal los.

Für Verschwörungstheorien hat Daniel Hannan keine Zeit, doch die Bezeichnung «Quertreiber» würde er vermutlich als Kompliment betrachten. Der britische Konservative vertritt seit 1999 den Wahlkreis Südosteng-

land im Europaparlament, wo er tatkräftig daran arbeitet, seinen eigenen Job abzuschaffen. Denn der 44-Jährige ist einer der prominentesten und bittersten Kritiker der EU und damit auch seines eigenen Premierministers Cameron.

Zum Referendum hat Hannan ein Buch («Why Vote Leave») geschrieben, in dem er die Leser unverblümt dazu auffordert, ihn zu «entlassen». Denn bei einem Austritt Grossbritanniens aus der EU würde er sein ausserordentlich gut dotiertes Abgeordnetenmandat verlieren. Hannan liefert eloquente Argumente gegen einen Beitritt zur Union. Zwingende Gründe für einen Austritt eines langjährigen Mitgliedes hingegen bleibt er

Die EU-Kommission hat den Euro-Skeptikern ein Geschenk gemacht.

schuldig. Er hat nicht mehr zu bieten als rosig-wolkige Versprechen für eine glorreiche Zukunft, befreit vom Joch Brüssels.

Allerdings thematisiert Hannan eine Frage, die zunehmend mehr Briten umtreibt: Was geschieht, wenn sie für einen Verbleib stimmen? Werden sie damit nicht ihren Anspruch auf besondere Behandlung verlieren? Werden sie sich nicht einfügen müssen in den europäischen Mainstream und alles schlucken, was man ihnen vorsetzt? Schliesslich könnte Brüssel mit Fug und Recht argumentieren, dass sie sich doch unmissverständlich für die Mitgliedschaft entschieden hätten. Adieu, *special case*.

Spricht man europäische Beamte auf diese Frage an, so erntet man meist beredtes Schweigen. Bestenfalls hört man Beschwichtigungen, dass man den Briten auf Dauer schon so viele Extrawürste gebraten habe, dass sie nie

mehr Appetit auf neue Ausnahmen entwickeln würden. Doch jedem ist klar, dass sich kein EU-Mitglied immer allen Vorschlägen unterordnen wird, am wenigsten die Briten. Neuer Zündstoff ist vorhanden.

Schlechte Aussichten für die Schweiz?

Ähnlich wortkarg zeigen sich Beamte und Diplomaten bei der Frage nach möglichen Notfallkonzepten im Falle eines Brexit. «Wir werden diese Brücke überqueren, wenn wir zu ihr kommen», lautet das britische Sprichwort, mit dem das Verhalten im Fall der Fälle umschrieben wird. Mit anderen Worten: «Kommt Zeit, kommt Rat.» Dass das Spiegelfechterei ist, liegt auf der Hand. Natürlich muss man sich rechtzeitig Gedanken für alle Eventualitäten machen; sicherlich liegen entsprechende Pläne schon bereit.

Gedanken sollte sich übrigens auch die Schweiz machen. Denn darin sind sich alle Brüsseler Gesprächspartner einig: Die Eidgenossenschaft wäre wohl eines der am stärksten von einem Brexit betroffenen Länder – und zwar nicht in positivem Sinn. Bern hätte die Wahl zwischen einer schlechten und einer sehr schlechten Reaktion auf einen britischen Abschied.

Im günstigsten Fall würde sich sehr lange Zeit niemand in Brüssel für die Schweiz interessieren. «Es ist fraglich, ob sie es überhaupt auf die Tagesordnung schaffen wird, angesichts der Probleme, die ein Brexit aufwerfen würde», erklärte ein Diplomat. Wenn die Causa Schweiz dann doch auf der Traktandenliste auftauchen würde, müsste man sich auf noch Übleres einstellen: Zugeständnisse, ja gar ein Entgegenkommen könnten die eidgenössischen Unterhändler nicht erwarten von Brüssel. «Die EU wird die Reihen schliessen und die Zugbrücken hochziehen», sagte der Eurokrat voraus. ○

Volg. Im Dorf Daheim. In Turtmann zuhause.

Unser Dorf – unser Bäcker – unser Brot!

Bäckermeister Kurt Wüst ist einer von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Seine Backwaren sind im Volg Turtmann (VS) erhältlich. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.



Volg
frisch und fründlich

Faust Gottes

Auf den Philippinen hat ein schriller Grosssprecher die Präsidentschaftswahlen gewonnen. Doch Rodrigo Duterte ist nicht der einzige bunte Vogel. Boxer Manny Pacquiao, einer der am besten verdienenden Sportler weltweit, möchte ihn bald beerben. *Von Claude Cueni*



«Gott hat entschieden»: Manny «Pacman» Pacquiao.

Sie nennen ihn liebevoll «Pacman», den kleinen Boxer mit dem grossen Kämpferherzen, den Aufsteiger aus den Slums von General Santos City im Süden der Philippinen. Als Emmanuel Dapidran Pacquiao (37) Mitte der achtziger Jahre mit dem Boxen begann, musste er Geld verdienen, um seine Familie zu ernähren. Er sammelte leere Flaschen im Müll. Für seinen ersten Fight erhielt er zwei Dollar.

Seitdem schreibt er Sportgeschichte. In acht Gewichtsklassen wurde er Weltmeister. Letztes Jahr verdiente er laut *Forbes* 160 Millionen Dollar und besass eine halbe Milliarde Vermögen. Das US-Magazin *Time* nahm ihn 2009 in das Ranking der hundert einflussreichsten Persönlichkeiten auf. Selbst Boxlegenden wie Muhammad Ali sind von seinem schnellen, aggressiven Stil begeistert, von seinem erbarmungslosen Nachsetzen, wenn der Gegner zu taumeln beginnt. «Pacman» prügelt sich wie ein Strassenkämpfer durch den Ring. Wenn er boxt, sitzt die Nation vor dem TV. Die Kriminalitätsrate sinkt dann auf nahezu null.

Am 9. April dieses Jahres besiegte er in der legendären MGM Grand Garden Arena von Las Vegas Timothy Bradley und verkündete anschliessend seinen Rücktritt vom Boxsport. Er wolle sich ab jetzt seiner Politikkarriere widmen. Sie hatte 2010 begonnen, als er nach einer ersten, misslungenen Kandidatur mit 80 Prozent der Stimmen zum Regierungschef der südlichen Provinz Sarangani gewählt und Abgeordneter im Kongress geworden war.

«Anarchie der Familien»

Jetzt hat er die nächste Stufe der Karriereleiter erklommen. Vor drei Tagen wurde er in den Senat gewählt, in sechs Jahren darf er für das Amt des Staatspräsidenten kandidieren. Er hat gute Chancen, denn die geringe Institutionalisierung der Parteien führt oft zu spontanen Parteiwechslern. Die Wähler entscheiden sich nicht für Parteien, sondern für Celebrities oder für Mitglieder der elitären Grossfamilien, die seit Jahrhunderten Politik und Gesellschaft dominieren und oft auch Gatten und Kinder an den Schaltstellen der Macht platzieren.

Pacquiaos Ehefrau Jinkee ist bereits Vizegouverneurin der Provinz Sarangani, und niemand zweifelt daran, dass auch ihre fünf Kinder früher oder später politische Ämter bekleiden werden. Die «Anarchie der Familien» führt dazu, dass die reichen Clans ihren Nachwuchs gleich durchnummerieren, wie das bei Herrschern üblich ist (und bei Päpsten üblich war). Der amtierende Präsident Benigno Aquino III. «erbte den Thron» von seiner Mutter Corazon Aquino. Sie war die Ehefrau von Benigno Aquino Jr., der als Oppositionsführer erschossen worden war. Nicht ungewöhnlich für ein Land, das in den letzten zwölf Jahren während der Wahlkämpfe jeweils 120 bis 310 Tote zu beklagen hatte. Nicht umsonst nennt man die Philippinen den «Wilden Westen Asiens».

Pacquiao hat seine Politikkarriere minutiös geplant, mittlerweile behauptet er, Gott habe das entschieden. Der liebe Gott war nicht immer präsent im Leben dieses Mannes, der von klein auf erfahren musste, dass es angesichts der erbärmlichen Armut in seinem Land weder einen barmherzigen noch einen allmächtigen Gott geben konnte. Seinen kometenhaften Aufstieg feierte das Energiebündel mit ausgelassenen Partys, reichlich Alkohol und als rastloser Frauenheld.

Doch eines Tages war schlagartig Schluss, wie sein damaliger Trainer Freddie Roach dem britischen *Guardian* erzählte: «He doesn't party any more, doesn't drink anymore, doesn't fuck around with girls no more.» Was war geschehen, dass Pacquiao plötzlich auf Partys, Alkohol und One-Night-Stands verzichtete?

Ob es unmittelbar nach einem besonders harten linken Haken in einem Boxkampf geschah, ist nicht bekannt – auf jeden Fall

Was war geschehen, dass Pacquiao plötzlich auf Partys, Alkohol und One-Night-Stands verzichtete?

berichtet Pacquiao mit kindlicher Begeisterung, dass er zwei Engel erblickt habe – weiss, mit grossen Flügeln. Dann sei ihm auch noch der Chef persönlich erschienen, Gott. Pacquiao suchte keinen Neurologen auf, sondern legte den Rosenkranz seiner erzkatholischen Mama Dionisia beiseite und wurde evangelikaler Christ. Seitdem ist er per du mit dem Allmächtigen und beginnt angeblich zu zittern, wenn er seine Ankunft spürt. Pacquiao sagt, dass er jetzt viele Träume und Visionen habe, deshalb wolle er sich seit Beendigung seiner Boxkarriere nur noch nach den Befehlen Gottes richten.

So wie mancher Kettenraucher nach erfolgreichem Entzug militanter Nichtraucher wird, mutierte Lebemann Pacquiao zum ultrareligiösen Eiferer, zum militanten Prediger. Er ersetzte Trainerlegende Roach durch den Prediger Dudley Rutherford und zitiert seitdem in jedem Interview religiöse Kalendersprüche. Das ist beinahe schiefgegangen. Im Februar verpasste sich Pacquiao mit einer Bemerkung fast selbst einen K.-o.-Schlag. In einem Fernsehinterview behauptete er, dass Homosexuelle «schlimmer als Tiere» seien. Er erlebte darauf einen Shitstorm. In einer Umfrage danach verlor er vorübergehend 12 Prozentpunkte.

Pacquiao entschuldigte sich darauf eher halbherzig. Doch dann läutete er eine weitere Runde ein und sagte, er habe nur die Bibel zitiert: Homosexuelle verdienen gemäss der Bibel den Tod. 3. Mose 20,13. Punkt. Er habe nur die Wahrheit gesagt, die Wahrheit aus der Bibel, und er würde nur Gottes Befehl gehorchen.

Amerikanische Sportgrössen distanzieren sich von «Pacman». Hauptsponsor Nike nannte die Äusserungen «absolut wider-

wärtig» und kündigte mit sofortiger Wirkung die Zusammenarbeit: «Wir haben keine Beziehung mehr zu Manny Pacquiao.» Andere Sponsoren zogen nach. Für den grössten privaten Steuerzahler der Philippinen war dies freilich nur ein kleiner Parkschaden.

Religiöse Eiferer sind selten konsequent. Es ist nicht überliefert, ob Gott Pacquiao einge-flüstert hatte, Steuern zu hinterziehen. 2009 schuldete er dem Steueramt rund 300 Millionen Dollar, seine Konten wurden eingefroren, das Steuergericht verfügte einen Pfändungsbeschluss. Aber selbst als man ihn längst überführt hatte, stritt Pacquiao alles ab: «Der Herr ist mein Licht und mein Heil; vor wem sollte ich mich fürchten?» (Psalm 27,1)

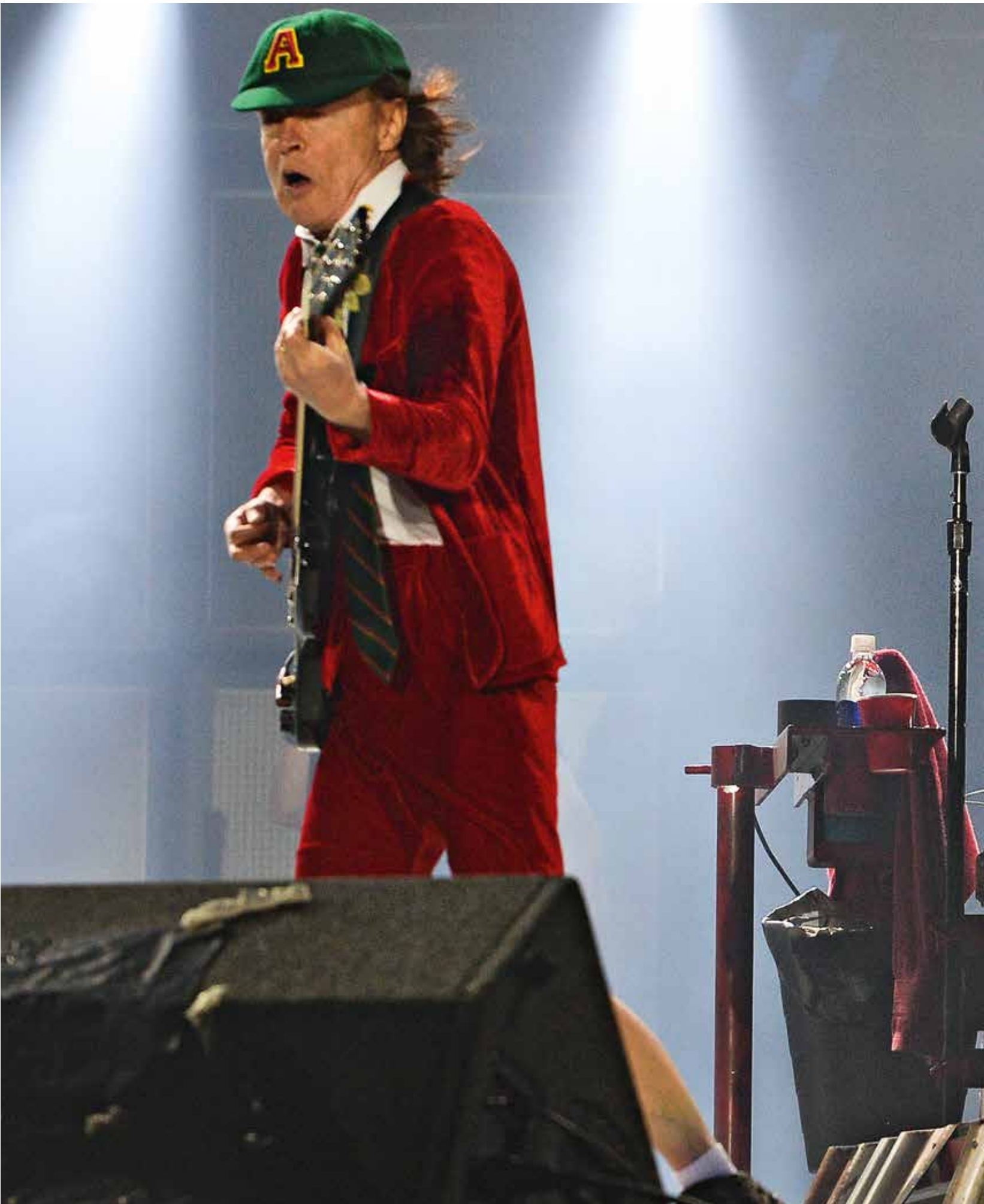
Konvertiten aller Couleurs vereint die Vehemenz, mit der sie ihre neue, extremistische Ideologie vertreten. Es ist, als ob sie befürchteten, auch von diesem neuen Glauben wieder abzufallen. So wie Wahhabiten genau nach dem Leben des Propheten leben wollen, aber dennoch Mobiltelefone benützen und sich die Zähne bei Ungläubigen flicken lassen, so will auch Pacquiao die Bibel nicht als Patchwork aus geschichtlichen Ereignissen und historisierenden Mythen verstehen, sondern als genaue Anleitung für ein Leben im 21. Jahrhundert.

Gegen Sexualaufklärung

Was man von einem Senator Pacquiao in den nächsten sechs Jahren erwarten darf, darauf weist sein Leistungsausweis als Kongressabgeordneter hin. Obwohl die Philippinen gemäss Unicef zu jenen zehn Ländern gehören, die am meisten mangelernährte Kinder unter fünf Jahren aufweisen, opponierte Pacquiao gegen jegliche Form von Geburtenkontrolle und Sexualaufklärung: Die Überbevölkerung sei gottgewollt. Mit solchen Einsichten wurde er zum religiösen Maskottchen der kirchlichen Institutionen. Mit Genugtuung nahmen sie zur Kenntnis, dass Pacquiao die Kandidatur von Rodrigo Duterte für das Amt des neuen Staatspräsidenten nicht unterstützen wollte. Duterte hatte den Papst einen Hurensohn genannt. Doch wenige Tage vor dem Urnengang wechselte Pacquiao ins Lager des umstrittensten Kandidaten. Schliesslich will er ihn in sechs Jahren im Präsidentenamte beerben.

Einige Medien kritisieren, dass Pacquiao nicht die geringste Ahnung von den zu behandelnden Dossiers habe und sich mehr für seine Karriere als Sänger, Model, Schauspieler und Prediger interessiere. Ein Journalist schrieb, er finde das nicht so schlimm. Als Kongressabgeordneter sei «Pacman» an nur vier von 179 Sitzungen erschienen. Er hoffe, dass Pacquiao auch als Senator nicht öfter erscheinen werde.

Claude Cueni ist Schriftsteller und lebt in Basel. In seinem zuletzt erschienenen Roman «Pacific Avenue» beschreibt er zwei Reisen auf die Philippinen, eine im Jahre 1521 an Bord von Magellans «Trinidad» und eine im Jahre 2015 zu seiner philippinischen Verwandtschaft.



Hänsels Mörderphantasie: Axl Rose und Angus Young (l.).



Das leibhaftige Wrack

Von Thomas Wördehoff

Es ist ein Horrorszenario, das aus der Tiefe der Zeit hinüberweht. Schon die beiden Germanisten und Volkskundler Jacob und Wilhelm Grimm waren sich der faszinierenden Ausstrahlung dieser Figur bewusst, als sie «Hänsel und Gretel» 1812 in ihrer Sammlung von Kinder- und Hausmärchen veröffentlichten. Die böse Hexe, zu deren Lebkuchenhäuschen sich die beiden ausgesetzten Kinder verirren, wird die kleine Gretel als Dienstmagd missbrauchen und deren Bruder Hänsel so lange mästen, bis er reif für den Ofen ist. Die herrlich effektvolle Grusel-Hommage an bitterböse Mütter, Schwiegermütter, Omamonster und sonstige weibliche Respektpersonen nebst zwei unschuldigen Kinder stammt wohl ursprünglich aus dem Hessischen, wurde natürlich veropert, weitergedichtet, auf die Couch gelegt und vielfach erfolgreich verfilmt. Das eindrucksvollste Denkmal stammt wohl von Alfred Hitchcock, der 1960 mit seinem grandiosen Meisterwerk «Psycho» ein immer noch unter die Haut gehendes Szenario um einen jungen Mann und seine mörderischen Projektionen schuf, eine Film-Ikone von einer zwingenden Wucht, wie sie heute nur selten im Kino zu erleben ist. Und als wäre es eine fantastische Ausgeburt von Hitchcocks manisch-teuflischem Muttersöhnchen Norman Bates, erlebten die Besucher des Passeio Marítimo de Algés am 7. Mai ihr blaues Wunder. AC/DC live on stage in Lissabon – ohne Sänger Brian Johnson, der, durch einen Hörsturz fast ertaubt, ver- und behindert in seinem Schrebergarten irgendwo hinter den Weltmeeren ruhte. Schlimm genug, aber dann näherte sich ein leibhaftiges Wrack: Auf einem rollenden Monsterthron glitt sie kreischend auf die Bühne, Norman Bates Mutter, der niemals endende Albtraum grimmscher Märchenwelten, Hänsels Mörderfantase – Axl Rose. Und Mama Axls Organ fräst sich wie eine hochtourige Kreissäge durch den makellosen portugiesischen Himmel, «Rock or Bust» ist die Devise, und wenn Axl Rose das Motto mit seiner Stimme gleichzeitig verkündet und verglühen lässt, klingt es wie ein letztmaliger Fluch, ausgestossen vor Zehntausenden, denen diese reichlich unvermutete diabolische Krankheitsvertretung den ganzen Abend lang nie so ganz geheuer war. Der Gruselfaktor, der sich durch den (wegen einer Knochenfraktur) auf dem Rollstuhl zapfelnden Rose und seine alles niedersenkenden Stimmbänder einstellte, machte aber für alle wieder eins deutlich: Unterschätzt mir nicht die alten Märchen der Romantik! Wer Axl Rose als Mutter und Angus Young als Hänsel/Norman mit heulender Gitarre unter Lissabons Mond erlebt hat, wird allerdings wissen: «Hell Ain't a Bad Place to Be!»

Bestseller

Belletristik

- 1 (3) **Joël Dicker:** Die Geschichte der Baltimores (*Piper*)
- 2 (1) **Martin Walker:** Eskapaden (*Diogenes*)
- 3 (2) **Jonas Jonasson:** Mörder Anders und seine Freunde ... (*Carl's Books*)
- 4 (-) **Blanca Imboden:** Schwingfest (*Wörterseh*)
- 5 (4) **Viveca Sten:** Tödliche Nachbarschaft (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 6 (5) **Harlan Coben:** Ich schweige für dich (*Goldmann*)
- 7 (-) **Hazel Brugger:** Ich bin so hübsch (*Kein & Aber*)
- 8 (9) **Jojo Moyes:** Ein ganz neues Leben (*Wunderlich*)
- 9 (10) **Tommy Jaud:** Sean Brummel: Einen Scheiss muss ich (*Fischer*)
- 10 (6) **Benedict Wells:** Vom Ende der Einsamkeit (*Diogenes*)

Sachbücher

- 1 (1) **Silvia Aeschbach:** Älterwerden für Anfängerinnen (*Wörterseh*)
- 2 (2) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 3 (4) **Nadia Damaso:** Eat Better Not Less (*Fona*)
- 4 (-) **Manfred Lütz:** Wie Sie unvermeidlich glücklich werden (*Gütersloher Verlagshaus*)
- 5 (-) **Helge Timmerberg:** Die rote Olivetti (*Piper*)
- 6 (-) **Peter Wohlleben:** Das geheime Leben der Bäume (*Ludwig*)
- 7 (-) **Jesper Juul:** Leitwölfe sein (*Beltz*)
- 8 (-) **Ajahn Brahm:** Der Elefant, der das Glück vergass (*Lotus*)
- 9 (8) **Antje Krause:** Trick 17 – Garten & Balkon (*Frech*)
- 10 (6) **Bianca Sissing:** Ich glaubte immer an die Kraft in mir (*Giger*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Moral

Einst versuchten bürgerliche Eltern, ihre rebellischen Kinder fernzuhalten von Musikern wie Bob Marley, Jimmy Hendrix oder Polo Hofer. Sie fürchteten den schlechten Einfluss dieser Künstler, die im Verdacht standen, exzessiv Drogen zu konsumieren. Solche Eltern sind selten geworden, wer möchte schon als Spiesser gelten? Ein Vater allerdings hält unbeugsam an den alten Moralvorstellungen fest: Schriftsteller Lukas Bärfuss. In der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* erzählte er: «Als mein Sohn unlängst fragte, ob er beim Zürcher Leichtathletik-Treffen mit den Weltathleten trainieren dürfe, habe ich das nicht erlaubt. [...] Ich möchte nicht, dass er mit betrügerischen, drogensüchtigen Sportlern zu tun hat.» (rb)

Serien

Kolossaler Bramarbas

In «Marseille», der ersten europäischen Eigenproduktion von Netflix, spielt Gérard Depardieu den Bürgermeister der Stadt – und beweist: Er ist der letzte wirkliche Star Europas. *Von Wolfram Knorr*

Da steht er im Fussballstadion Vélodrome wie in einem riesigen Walfischbauch und blickt von der Ehrentribüne hinunter zu den jubelnden Fans, den Bürgern seiner Stadt. Zwanzig Jahre hat Robert Taro (Gérard Depardieu) ihr als Bürgermeister gedient, ein Klotz von einem Mannsbild. So breit wie hoch, gepanzert mit Wampe und in feinem Zwirn, mit stolzem Blick im Kartoffelnasengesicht. Sein grosser Traum ist es, aus Marseille die «Hauptstadt Südeuropas» zu machen. Die Zeit, in der sie ein einziger Schmutzball war und Treffpunkt von «Pizza-Desperados» à la «French Connection», ist passé. Sie ist geputzt und geschniegelt – wenigstens nach aussen. Taro hat einiges verändert und als gerissener Dompoteur die Partei-, Geld-, Macht- und Karriere-Raubtiere in Politik und Wirtschaft für seine Nummern bändigen können.

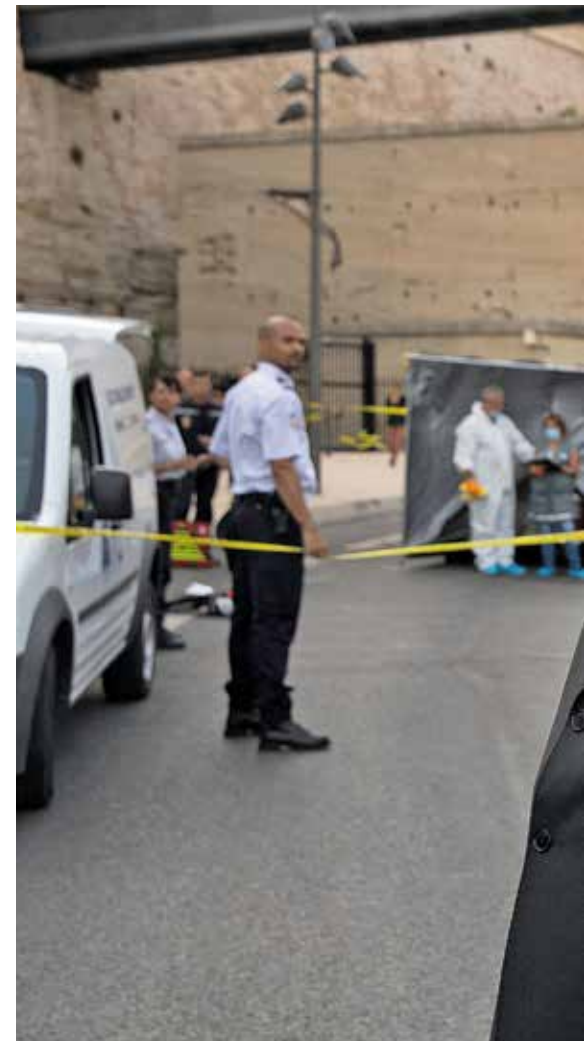
Sein letzter grosser Traum, ehe er das Amt seinem Stellvertreter Lucas Barrès (Benoît Magimel) überlassen will, ist der Bau eines gigantischen Casinos, das aus dem Hafen ein Schmuckstück machen würde. Taro will damit auch der kaum kontrollierbaren Glücksspiel- und Spielautomatenmafia den Boden entziehen. Als es zur Abstimmung über das kühne Vorhaben kommt, fällt ihm ausgerechnet sein politischer Ziehsohn Barrès in den Rücken und stimmt gegen den Bau. Taro fällt aus allen Wolken, als wolle er, wie Cäsar in Shakespeares «Julius Caesar» nach dem Verrat durch Brutus, sagen: «Lucas, auch du?» Und «Marseille», die erste in Frankreich produzierte europäische Eigenproduktion von Netflix, hat wie «Julius Caesar» zwei tragische Helden mit der gleichen tragischen Ranghöhe, die zu Gegnern werden, auch wenn sie hier völlig unterschiedliche moralische Positionen vertreten.

Wandelndes Spiegelkabinett

Marseille als Schauplatz für einen furiosen Polit-Clinch ist nicht nur geschickt gewählt, weil die Stadt 2013 mit gewaltigem Aufwand unter Druck zur «Kulturhauptstadt» aufgebretzelt wurde, sondern auch, weil es wohl keine andere Metropole gibt, in der Glitzer und Glamour und Abgrund und Elend fast fliessend ineinander übergehen und nicht wie in anderen Grossstädten krass getrennt voneinander liegen. Mit den zahlreichen Kameraflügen über die Stadt wird das auch dramatisch zum Ausdruck gebracht. Kühne Repräsentationsbauten neben tristen Plattenbauten, Promenaden und Luxusmeilen neben Schmutzdelgassen

und düsteren Höfen. Und zu guter Letzt besitzt das Land, von Alexandre Dumas über Victor Hugo bis Emile Zola, einen grossen Literatur-Fortsetzungsfundus, auf den sich zurückgreifen lässt. Wenn auch im Schatten der US-Produktionen, reüssierte Frankreich bereits auf hohem Niveau mit TV-Serien wie «Braquo», «Spiral» und «The Returned».

Natürlich haben Dan Franck (Autor) und Florent-Emilio Siri (Regie) die dominanten US-Serien genau studiert, doch die ständig wiederholte Behauptung, «Marseille» werde das französische Pendant zu «House of Cards», war wohl eher ein PR-Trick als wirkliche Absicht. Denn der sardonische US-Politiker Frank Underwood aus «House of Cards» ist ein Machiavellist, der sich mit eisigem Kalkül nach oben intrigiert, während Taros böser Gegenspieler Lucas Barrès von einem familiären Rachewahn gebeutelnd wird, seine innere Leere mit wilden



Grosse Schauspielkunst: Gérard Depardieu in der

Aufsteigergelüsten kompensiert und auf dem Weg zur Macht gewissenlos mit Gangstern kollaboriert und sich mit rüdem Sex Einfluss verschafft. «Ich erscheine jedem, wie er mich haben will», begründet er mal sein Verhalten. Er ist der aalglatte Yuppie-Typ; immer scheissfreundlich, prima frisiert, im Fitnessstudio gestählt und den angesagten Zwirn am Leib. Dieser Barrès ist ein von Hass und Ekel gejagter Bruder Patrick Batemans aus «American Psycho»; mit dem kühl operierenden Underwood hat er nichts gemein. Benoît Magimel gibt ihn furchterregend, als wandelndes Spiegelkabinett, dessen Ego unter einem Dutzend verschiedener Masken und Sedimentschichten verschwunden ist.

Robert Taro dagegen ist ein in sich ruhendes Schlitzohr von altem Schrot und Korn, der mit den Frauen am Fischmarkt genauso kumpelhaft verkehrt wie mit Politikern und den Industrie- und Wirtschaftsbossen. Ein alter, in die Jahre gekommener barocker Genussmensch, den das Fegefeuer der Polit-Eitelkeiten nicht verbrannt hat, im Gegenteil. Er wuchs zum kolossalen Bramarbas heran, misstrauisch wie eine Schleiereule. In seiner Prachtvilla, neben seiner cellospielenden Gattin Rachel (Géraldine Peilhas), wirkt er hilflos wie ein ungelinktes Kind. Aus tiefverletztem Stolz über Barrès ist er finster entschlossen, sich noch ein-

mal zur Bürgermeister-Wahl zu stellen. Seine Mitarbeiter und Berater sind entsetzt, räumen ihm kaum Chancen ein. Doch Taro mobilisiert alte Gefolgsleute, setzt andere unter Druck, ist in der Wahl der Mittel nicht zimperlich und entfremdet sich zunehmend von Rachel («Er ist mit der Stadt verheiratet.»).

Tochter Julia (Stéphane Caillard) sucht das Abenteuer, es zieht sie ins Problemviertel Félix-Pyat, und dort verliebt sie sich in einen nicht ganz sauberen Migranten. Ihr kommt die etwas zu simpel gestrickte dramaturgische Funktion eines Scharniers zu, das die Grossbourgeoisie mit den sozialen Brennpunkten verknüpft. Deshalb muss die Tochter aus bestem Haus ihren Promi-Status ablehnen und in jenen Quartieren mit den mafiösen Strukturen in Berührung kommen, die wiederum Barrès für seine Karrierezwecke nutzt, bis hin zu Mordaufträgen. Und Taro, der heimlich, aber regelmässig aus einem Fläschchen kokst, lässt sich genau von jenem Dealer sein Rauschgift besorgen, der für Barrès mit unsauberen Methoden unterwegs ist, ihm die Bürgermeisterwahl zu sichern.

Taro hat in seiner physischen Konstitution in Tom Kane (Kelsey Grammer), Bürgermeister von Chicago aus der unterschätzten US-Serie «Boss» (2011 bis 2012), ein verblüffendes Pen-

dant. Kane leidet an einer seltenen Nervenkrankheit und versucht – wie Shakespeares King Lear –, seinen Nachlass zu regeln, wobei er sich mit immer neuen Konflikten herumschlagen muss. Seine sich sukzessiv verschlimmernde Krankheit will er vor der Öffentlichkeit verbergen, was seine Problembewältigungsstrategien nicht gerade vereinfachen. Auch er ist ein Kraftprotz, von Natur, Instinkt, Gefühl geleitet, der jeden über die Klinge springen lässt, der sein Vertrauen missbraucht. Doch während «Boss», ähnlich wie die dänische Serie «Borgen», die politischen Probleme analytisch erzählt, bleibt «Marseille» dann doch zu stark ein Familiendrama, das die drängenden Probleme der Stadt wie Gentrifizierung und Arbeitslosigkeit zu klischeehaft auf Plattenbauten, knallbunte Graffitiwände, Sexszenen und grimmige Halsketten-typen beschränkt.

Für die Serie unverzichtbar

Als psychologisches Beziehungsdrama allerdings ist die erste Staffel mit acht Folgen ein hochspannender Fight, was an den beiden «Helden» Benoît Magimel und Gérard Depardieu liegt, wobei Magimel dann doch von dem Trumm Depardieu in den Schatten gestellt wird. Alleine schon deshalb, weil Gérard in der Vergangenheit mit wilden Eskapaden von sich reden machte und als Obelix seine Mimenfähigkeit wie Perlen vor die Säue geworfen hatte. Die Neugier war also gross, und sie wird belohnt: In der Rolle Taros entpuppt er sich als hochdifferenzierter Charaktermime.

Allein wie er die Schultern einem ewigen Beugungsdruck entgegenstemmt und mehr schlurft als geht: Damit zieht er schon alle Aufmerksamkeit auf sich. Mit seinem strähnigen Haar, dem breiten Gesicht und den klobigen Händen wirkt er abweisend und ist deshalb so anziehend. Die Wehmut über seinen verlorenen Freund, die Gattin, die sich ihm entzieht, die Tochter, der er eher hilflos begegnet, und selbst die Stadt, die sich ihm zu verweigern beginnt, ätzt wie Säure seine Physiognomie und gibt den Blick frei in seelische Tiefen. Eitelkeit und Stolz beherrschen zunächst die Kraftbolzen-Gesichtslandschaft, ehe sie zu erodieren beginnt. Das ist grosse Schauspielkunst – Depardieu beherrscht das Mienen- und Gestenspiel und geht nie zu weit, selbst als ihn sein Ziehsohn voller Hass ins Seelen-Säurebad stösst.

Regisseur Florent-Emilio Siri hat schon recht, wenn er sagt, dass Gérard Depardieu der letzte wirklich grosse Star ist und deshalb für die Serie unverzichtbar war. Mag die Story auch nicht immer überzeugen, wird das Manko durch das Duell Depardieu – Magimel wieder wettgemacht. Jährlich, heisst es, pumpe das Streamingportal Netflix mehrere hundert Millionen Dollar in seine Eigenproduktionen. Vor diesem Hintergrund wird versichert, dass im November die zweite Staffel von «Marseille» in Produktion gehen wird. ○



Rolle des Marseiller Politikers Robert Taro.



Konträre Erfahrungen: Flüchtlingshelferin in der «Bayernkaserne» in München, September 2015.

Identität

Deutschland verflüchtigt sich

Die Wehrlosigkeit angesichts des Migrantenansturms hat Deutschland erschüttert. Ein ideologischer Riss geht quer durch die Gesellschaft. Es bräuchte ein starkes «Wir», um all jene willkommen zu heissen, die sich das Land zu assimilieren zutraut. *Von Marc Jongen*

Die Suspendierung der deutschen Asylgesetzgebung durch die Bundesregierung unter Angela Merkel, die das Land in den vergangenen Monaten immer tiefer in den rechtlichen Ausnahmezustand taumeln liess, sorgte auch emotional für Ausnahmezustände. Während die einen in ein regelrechtes Willkommensdelirium verfielen und die Ankömmlinge an den Bahnhöfen mit Jubelchören und leuchtenden Augen empfingen, als seien diese Erlöser oder mindestens Popstars, erwachten die anderen jeden Morgen neu in demselben schauerlichen Albtraum: Auch heute wieder überschreiten Tausende kulturfremde, hauptsächlich männliche, hauptsächlich muslimische Migranten illegal die deutsche Grenze, auch heute wieder wird Deutschland um ein syrisches Dorf, eine irakische Kleinstadt bereichert, für die die Infrastruktur erst noch zu schaffen ist. Wer glaubt, der Spuk sei inzwischen vorüber, hat die

vielen Hunderttausende erfolgreich verdrängt, die sich im Nahen und Mittleren Osten sowie in Afrika bereits zur nächsten grossen Migrationswelle ansammeln.

«Echtes Leben! Echte Sorgen! Echte Nöte!»

Die Erschütterung der psychomentalen Verfassung Deutschlands durch die Flüchtlingskrise, die eigentlich eine durch unregelmässige Massenimmigration ausgelöste Staatskrise ist, hat Richard David Precht in der *Zeit* (Nr. 1/16) in das Bild eines «kleinen Fensters» zu fassen versucht, dass sich «in unserer bewusstseinsverengten Lebensmatrix geöffnet» habe. Durch dieses Fenster schein ein «kleines Stückchen blanker Realität» zu uns herein: «Echtes Leben! Echte Sorgen! Echte Nöte! Echte Träume! Echte Hoffnungen!» Precht findet das «grossartig». Dem linksliberalen Justemilieu, dessen exemplarische Stimme er ist, hat er da-

mit zweifelsohne ein treffendes Zeugnis ausgestellt.

Im Luxustreibhaus der westlichen Wohlstandsgesellschaften hat sich in langen Friedensjahrzehnten eine kulturelle Atmosphäre der Unwirklichkeit, der wattigen Abgeschnittenheit vom «echten Leben» ausgebreitet. Die grossstädtische (Pop-)Kultur mit ihren autorreflexiven Retromoden und ihrem totalen Mangel an Utopie und Zukunft sowie die zunehmende Virtualisierung der sozialen Beziehungen im Zuge der digitalen Revolution haben für ein überall präsenten Käseglockengefühl gesorgt. Wenn an die deutsche Käseglocke nun Menschen lautstark klopfen, die von der rauen Atmosphäre des täglichen Überlebenskampfes umwittert sind, so erscheint das vielen von uns Abgeschirmten und Verschonten begrüssenswert, weil es unsere grösste Not, die «Not der Notlosigkeit», zu lindern



Kulturschock im eigenen Land: Demonstration während des Parteitags der Alternative für Deutschland in Stuttgart, April 2016.

verspricht. Vor allem aber stellt es eine der höchsten Befriedigungen in Aussicht, die auch postchristliche Seelen noch zu erquicken vermag: anderen Gutes zu tun und damit eigene Schuld abzutragen.

Im Kern ist Prechts Bild vom sich öffnenden Fenster freilich selbst noch Symptom der illusionären Bewusstseinsblase, aus der es uns befreien will. Was er nämlich durch das Fenster erblickt – «bunte Gesellen, vom Sturmwind verweht, Glückssucher mit Plastiktüten, Kopftüchern und Kunstlederjacken» –, ist so offenkundig ein Klischee aus dem kollektiven Imaginären des Multikulturalismus, dass sich sein Fenster als ein an die Innenseite der Käseglocke gemaltes Bild entpuppt. Sein vermeintlicher Blick ins Freie zeigt eine schöngefärbte Projektion, die die echte Begegnung mit dem Fremden gerade verhindert, ihn also gerade nicht «respektiert». Den Träger archaischer kultureller Regeln, die die Frau dem Mann, die säkulare Demokratie dem religiösen Gesetz unterordnen, gibt dieses Fenster nicht zur Ansicht frei – geschweige denn den Vergewaltiger, den Mörder oder den Terroristen.

Der Einbruch des Realen in die Welt der Trugbilder ist stets traumatisch. In Friedenszeiten gibt der «Kulturschock» eine Vorstellung davon, was den zivilisierten Westler er-

fasst, wenn er zum ersten Mal afrikanischen oder asiatischen Boden betritt. Die Kölner Silvesternacht 2015/16 war ein Vorgeschmack auf das neue Phänomen des «Kulturschocks im eigenen Land», der uns in wachsenden Wellen in den kommenden Monaten und Jahren erfassen wird. Wer dazu Angela Merkel als irre Psychiaterin imaginieren will, die ihrem Pati-

Der Einbruch des Realen in die Welt der Trugbilder ist stets traumatisch.

enten – dem deutschen Volk, das sich tumberweise in ihre Obhut begeben hat – mit stierem Blick immer stärkere Stromstöße verpasst, dabei mit monotoner Stimme Beschwichtigungsformeln und Durchhalteparolen murmelnd, nimmt Tuchfühlung mit dem Lebensgefühl auf, das sich im Merkel-kritischen Teil Deutschlands immer weiter ausbreitet.

Die fast völlige Wehrlosigkeit Deutschlands angesichts des Migrantenansturms hat ohne Zweifel mit der Besessenheit des Landes von den berüchtigten «zwölf Jahren» seiner Vergangenheit zu tun. Je weiter diese zurückliegen, desto mehr verwandeln sich die nationa-

len Debatten in Gespensterkämpfe, in denen die Kontrahenten sich gegenseitig auf Zeichen und Omen – das imaginäre Schnauzbärtchen – hin belauern, die den alten Nazidämon verraten könnten. Es ist kein Zufall, dass im Herbst 2015, als die «Flüchtlingskrise» ihren ersten Höhepunkt erreichte, der wiedergekehrte Führer auf deutschen Kinoleinwänden durch die Republik reiste und im Bewusstsein des faszinierten Publikums einen engen Zusammenhang zwischen «ihm», der «wieder da ist», und den momentanen politischen Ereignissen entstehen liess.

Umerziehung der Verstockten

Es ist diese Kontaminierung mit dem strahlenden psychopolitischen Material der Vergangenheit, die die deutsche «Willkommenskultur» im Kern vergiftet, die für die quasireligiöse Inbrunst ihrer Anhänger wie für den tiefen Argwohn ihrer Gegner sorgt. Das Merkmal der «reinen Gabe», die «selbstlose» oder doch mindestens freiwillige Generosität, die jeder echten Willkommengeste eigen ist, geht dem zivilreligiösen Willkommenskult weitestgehend ab. Zu offenkundig dient er der nationalen Selbsttherapie einschliesslich der bevormundenden Umerziehung der Verstockten im eigenen Volk. Ironi-



Ungeahnte Repolitisierung: AfD-Chefin Petry.



Unendliche Schuld: Kanzlerin Merkel in einem Asylzentrum in Berlin, September 2015.

schersweise werden die Deutschen ausgerechnet in dem Versuch, sich von den Sünden der Vergangenheit durch die «gute Tat» schrankenloser Aufnahme von Fremden reinzuwaschen, von Verhaltensmustern der eigenen schlechten Vergangenheit eingeholt. Der «moralische Imperialismus», der Deutschland von den osteuropäischen Nachbarn ob seiner versuchten Willkommensdiktatur zum Vorwurf gemacht wird, ist nichts anderes als die alte deutsche Grossmannssucht und Überheblichkeit, nur diesmal unter dem Banner des «Guten».

Der vom Nazitrauma herrührende Schuld-kult reicht freilich nicht aus, die kapitulationsartige Einwilligung in das vermeintliche Schicksal zu erklären. Hier muss eine anthropologische Tiefenschicht der Psyche berührt worden sein. Die eigentliche Wucht der Ereignisse vom 11. September 2001 lag für den französischen Philosophen Jean Baudrillard nicht im realen Zusammenbruch der Twin Towers, sondern in der archaischen Opferlogik der Terroristen, die den Westen

Im symbolischen Tausch mit dem Tod werden alle irdischen Güter als zu leicht befunden.

mit der symbolischen Gabe des eigenen Lebens herausforderten. Diese konnte er nicht erwidern, ohne sich selbst zu zerstören, da sein ganzes Wesen auf dem Prinzip «null Tote» aufgebaut ist. Erleben wir heute nicht Ähnliches angesichts der dem Tod im Mittelmeer entronnenen Migranten, die zwar ihr

Leben gerettet haben, die aber – im Gegensatz zu uns – bereit waren, es zu opfern, und die uns jetzt ihr nacktes Leben «vorwurfsvoll» vor die Füße werfen? Keine milliardenschweren Hilfsprogramme, keine noch so zahlreichen Sozialwohnbauten, keine noch so selbstlosen Integrationsangebote werden jemals ausreichend sein, die unendliche Schuld zu kompensieren, in der wir ihnen gegenüber unbewusst stehen. Im symbolischen Tausch mit dem Tod werden alle irdischen Güter als zu leicht befunden.

Herr-Knecht-Verhältnis

Nach Hegels berühmter Dialektik von Herr und Knecht hat der Herr dem Tod ins Antlitz geschaut und ihm standgehalten, während der Knecht zum Knecht wurde, weil er das untertänige Leben dem heroischen Tod vorgezogen hat. In Verbindung mit Baudrillards Analyse wird so erklärlich, warum die Einheimischen, obgleich in objektiv privilegierter, «herrscher» Lage, zu paradoxen Knechten der Fremden werden konnten und ihr gesamtes Sinnen und Trachten groteskerweise um diese herum zu organisieren beginnen. Der deutschen Willkommenskultur liegt in sarkastischer Brechung das Herr-Knecht-Verhältnis zugrunde, was ihren psychischen Zwangscharakter und ihre Faszadenmoral vollends deutlich macht.

Wer bis hierher unerschrocken gefolgt ist, wird vielleicht auch noch bereit sein zu der unangenehmen Einsicht, dass nichts naiver – und in den Konsequenzen gefährlicher – ist als die beliebte Beschwichtigungsformel, der islamistische Terrorismus in Europa habe mit der

Flüchtlingswelle nichts zu tun. Nicht nur sind einige der Terroristen nachweislich in deren Schatten nach Europa gelangt. Im kollektiven Unbewussten des Westens sind die islamistischen Selbstmordattentate von der «Gestalt des Migranten» gar nicht zu trennen, da sie nur den symbolischen Tod in punktuellen Ausschlägen brutal ins Reale übersetzen, von dem unser inneres Bild der «Flüchtlinge» im Ganzen imprägniert ist. Sosehr der vorwitzige Verstand es auch leugnet, unterschwellig werden diese Gewalttaten als die kruden Zuspitzungen jener diffusen Gewalt erfahren, die in der ungebetenen Masseneinwanderung als solcher liegt.

Eine Krise bezeichnet in der Medizin die Phase dramatischer Zuspitzung der Krankheitssymptome, auf die entweder die Genesung oder der Tod des Patienten folgt. Die «Flüchtlingskrise» verdient ihren Namen voll und ganz, denn sie fordert den betroffenen Patienten, der ohne übertriebenes Pathos «das deutsche Volk» genannt werden kann, in einer Weise existenziell heraus, wie es sonst nur in Kriegszeiten vorkommt. Ja, diese Krise hat «das Volk», das sich in den Komplexitäten der posthistorischen «Weltgesellschaft» schon beinahe verflüchtigt zu haben schien, wieder als historische Schicksalsgemeinschaft in Erinnerung gerufen. Angesichts ihrer Bedrohung wird deutlich: Die Nation verdankt ihre heutige Existenz dem Umstand, dass ihre Angehörigen in der Vergangenheit etwas zu opfern bereit waren. Wenn nötig auch ihr Leben.

Sind mit diesem Einbruch älterer Schichten des Politischen die Komplexitäten der Weltge-

sellschaft nun einfach eingegeben? Nein, es ist eine Komplexität neuen Typs aufgetreten, die mit gängigen soziologischen Mitteln nicht erfasst werden kann und die zu einer ungeahnten Repolitisierung der «Gesellschaft» führt. Das parteipolitische Agens dieser Repolitisierung, die Alternative für Deutschland (AfD), unterscheidet sich von allen anderen Parteien kategorisch dadurch, dass sie ganz aus der neuen Lage heraus denkt und handelt. Wenn die anderen sie vehement ablehnen, so im sicheren Instinkt, dass die AfD den stillschweigenden Konsens der alten Parteien aufgekündigt hat – nur ist das nicht, wie sie dem Volk und sich selbst vormachen, der «demokratische», sondern der «postpolitische» Konsens, der Streit und Debatte nur noch im Rahmen einer grundsätzlichen Alternativlosigkeit kannte und zuließ.

Das Zeitalter des ausgeschlossenen Ernstfalls, in dem diese Alternativlosigkeit einen Schein von Berechtigung erlangen konnte, ist mit der Öffnung der deutschen Grenzen durch Angela Merkel im August 2015 zu Ende gegangen. Verbunden mit den verantwortungslosen Einladungssignalen der Kanzlerin an alle Migrationswilligen dieser Welt, bedeutete diese Grenzöffnung weit mehr als eine grundgesetzwidrige Selbstermächtigung, wie sie der ehemalige Verfassungsrichter Michael Bertrams nannte. Vielmehr war sie eine tiefe Verletzung des «Seelenraumes»

der Nation, die wie alle psychopolitischen Gebilde auf Dauer nicht ohne stabile Aussenhülle leben kann. Das gibt Angela Merkel entgegen ihrer bieder-nüchternen Erscheinung so etwas wie eine dämonische Grösse, macht es sie doch zur Katalysatorin jener notwendigen kulturellen Bewusstseinsweiterung, die Precht durch einen dichten ideologischen Schleier hindurch anvisiert und die den geheimen geschichtlichen Sinn der «Flüchtlingskrise» ausmacht.

Soll sich Deutschland nicht selbst verflüchtigen, das heisst in kultureller, sozialer und schliesslich auch staatlicher Hinsicht jede Kon-

Das Zeitalter des ausgeschlossenen Ernstfalls ist zu Ende gegangen.

tur verlieren, muss eine vertiefte Besinnung auf das «Wir» einsetzen, das diesem Staat und dieser Kultur zuallererst Form gibt und als ihr Träger fungiert. Derzeit sind es zwei ganz konträre Erfahrungen, die zur Quelle zweier sehr unterschiedlicher neuer Wir-Gefühle werden. Da sind deutschlandweit die Hunderttausende freiwillige Helfer in Flüchtlingseinrichtungen, die Merkels «Wir schaffen das» wörtlich nehmen und daraus neuen Lebenssinn saugen; und da ist die Erfahrung derer, die sich von diesen

Einrichtungen wie von dem Handeln ihrer Mitbürger bedroht sehen, die «das» gar nicht schaffen wollen, sich in Bürgerinitiativen organisieren und gemeinsam auf der Strasse «Wir sind das Volk» skandieren.

Riss durch die Gesellschaft

Spätestens nach dem ersten grösseren islamistischen Terroranschlag in Deutschland drohen sich diese beiden Mentalitäten geradezu tragisch ineinander zu verhaken und sich gegenseitig die Schuld für die eskalierende Gewalt zuzuweisen. Ein wiedergefundenes starkes «Wir» wäre daran zu erkennen, dass es beide Gruppen umfasst und den ideologischen Riss, der gleich einer Wunde quer durch die deutsche Gesellschaft bis hinein in die Familien geht, wieder zu schliessen oder zumindest auf ein zivil lebbares Mass zu reduzieren vermag. Was die Menschen angeht, die von weither zu uns kommen, wäre dieses «Wir» selbstbewusst genug, all diejenigen zwanglos willkommen zu heissen, die es sich zu assimilieren zutraut, die weit grössere Zahl jener aber zurückzuweisen, die die Bereitschaft oder Fähigkeit zur Integration in ein modernes europäisches Land offenkundig nicht mitbringen.

Marc Jongen ist Philosoph und Vizevorsitzender der Alternative für Deutschland (AfD) in Baden-Württemberg.



HUBLOT

**CLASSIC FUSION
BLUE TITANIUM**



HUBLOT

BOUTIQUES
GENEVE • GSTAAD • LUZERN
ZURICH • ZERMATT

hublot.com • f • t • i

«Wie der Samen einer Pflanze»

25 Jahre lang las Monica Kissling auf Radio SRF 3 der Schweiz aus den Sternen. Nun zieht sie sich zurück. Zeit für letzte Fragen: Was, wenn man am selben Tag Geburtstag hat wie Osama Bin Laden? Welches ist der mieseste Planet? Wann wird Roger Köppel Bundesrat? *Von Gion Mathias Cavelty und Paolo Dutto (Bild)*

Aus aktuellem Anlass: Termin bei der Deutschschweiz weit bekannten Sterndeuterin Monica Kissling alias Madame Etoile, geboren am 10. Juli 1957 (Sternzeichen: Krebs) in Zürich, seit dreissig Jahren im Geschäft. Ihre Praxis in Wollishofen präsentiert sich – anders als erwartet – vollkommen unglamourös: In einer kleinen Küche, die auch als Wartezimmer fungiert, liegt Lektüre auf wie der *Nebelspalter* oder ein Band mit dem Titel «Esoterische Hühner». Keine Überbeschäftigung simulierende Réceptionsdame mit stylisch lackierten Fingernägeln nimmt einen in Empfang, sondern Madame Etoile selbst, in natura eine nachgerade unfassbar zierliche Erscheinung. Sie trägt schwarze Alltagskleidung und Turnschuhe. Das Gespräch findet im nüchternen Beratungsraum statt, in dem es beim besten Willen nichts Auffälliges zu entdecken gibt.

Frau Kissling, der aktuelle Anlass für dieses Interview ist, dass Sie nach 25 Jahren mit Ihrem Wochenhoroskop auf Radio SRF 3 aufhören. Warum gerade jetzt?

Weil SRF aufhören möchte.

Dann steckt also keine perfide kosmische Macht dahinter, sondern der Radiodirektor. Finanziell müssen Sie sich aber gewiss keine Sorgen machen – was kostet eine Beratung bei Ihnen?

Eine einstündige Sitzung kostet 590 Franken, inklusive Vorbereitungszeit arbeite ich daran zirka einen halben Tag.

Da kommt schon ein erklecklicher Betrag zusammen in all den Jahren.

Nein, nein! Nein, um Himmels willen. Wenn ich hätte Geld verdienen wollen, wäre ich am besten in der Werbung geblieben.

Befinden sich auch wichtige Entscheidungsträger unter Ihren Klienten?

Ja. Und Sie möchten jetzt sicher wissen, wer.

Ja, gerne.

Politisch sind es hauptsächlich Leute von der SVP. Ich weiss nicht, warum, aber es ist so.

Christoph Blocher?

Nein.

Mir fällt sonst niemand mehr ein. Nächste Frage: Gibt es bekannte Fälle, in denen wichtige Entscheidungsträger die Resultate Ihrer Auslegungen beherzigt haben

– mit massgeblichen Konsequenzen für die Schweiz?

Ich berate schon auch Entscheidungsträger. Und oft erfahre ich im Nachhinein schon, wie es weitergegangen ist. Aber ich will jetzt hier nicht angeben. Es ist nicht so, dass meine Beratungen gleich Auswirkungen auf die ganze Schweiz haben.

Meine Frau ist am 10. März geboren, am gleichen Tag wie Osama Bin Laden...

Aber nicht im gleichen Jahr?

Nein. Darauf kommt es auch an?

Natürlich. Ihre Frau und Bin Laden haben aber auf jeden Fall den gleichen Sonnenstand gemeinsam, sind Fische. Der Fisch ist im Wesentlichen eher ein verträumter, romantischer Mensch...

Das war Bin Laden jetzt nicht so...

Ein Fisch kann natürlich auch ein irrer Fantast sein mit irgendwelchen durchgeknallten Visionen.

Er hatte so grosse, schöne Augen...

Bin Laden? Ich weiss es nicht, ich habe ihm nie so tief in die Augen geschaut.

Die Augen waren sein grosses Plus! Aber wenn wir jetzt schon bei fanatischen Typen sind: Hitler und andere Tyrannen hatten vielfach Astrologen in ihren Diensten. Und bei Hitler ist es ja nicht so gut herausgekommen für ihn... Was ist da schiefgelaufen?

Astrologen haben immer auch für Machthaber gearbeitet. Reagan und Mitterrand liessen sich zum Beispiel astrologisch beraten – Frau Teissier sagt ja immer, sie habe Mitterrand beraten. Die Astrologie ist natürlich eine zusätzliche Informationsquelle,

«Was bei Hitler schiefgelaufen ist, weiss ich nicht.»

die man nutzen kann, das leuchtet ein. Was bei Hitler schiefgelaufen ist, weiss ich nicht.

Das ist aber harter Stoff, den Sie da bringen.

Gibt es sozusagen «verfluchte» Horoskope? Dass Sie ein Horoskop sehen und sagen: «Sch...!»

Nein. Aber es gibt natürlich schon schwierigere und einfachere Horoskope. Und es ist sicher anstrengender, wenn man ein schwierigeres Horoskop hat. Aber das sagt ja nichts darüber aus, ob der Mensch damit glücklich wird oder nicht. Viele grosse Künstler haben schwierige Konstellationen.

Saturn ist der schlimmste Planet, nicht wahr?

Saturn ist Grenze, Widerstand – aber daran wächst man ja. Es ist auch eine Frage der Einstellung. Man kann ja auch sagen: «Grenze, Widerstand – so gut!»

Tatsächlich? Hm. Verschweigen Sie Ihren Kunden nie etwas?

Ich sage einfach nichts ungefragt.

Sind Sie auch schon selbst darüber erschrocken, wie präzise eine Ihrer Prognosen war?

Erschrocken nicht, aber ich bin immer wieder fasziniert, wie gut die Astrologie funktioniert. Ich beobachte laufend das Weltgeschehen und führe auch Buch über die Ereignisse. Inzwischen habe ich ein ganzes Lexikon in Sachen «Bei diesen Konstellationen passieren Zugunfälle oder treten Politiker zurück» und so weiter beieinander. Aber so schlagende Beispiele habe ich jetzt nicht parat. Wenn zum Beispiel zwei Firmen fusionieren wollen, denke ich manchmal: «Nee, das kann nicht klappen bei rückläufigem Merkur.» Und dann wird später bekannt: Die fusionieren jetzt doch nicht.

Oder so im Sinne von: «Gopf, das hätte ich gescheiter nicht so genau prognostiziert!»? Oder Sie prognostizieren etwas und wissen: «Das kann ich nicht verhindern! Ich müsste den jetzt anrufen, auf den ist ein Attentat geplant!»

Nein, in der Beratung mache ich ja keine Prognosen. Die meisten Menschen kommen mit beruflichen Fragen. «Soll ich eine Weiterbildung machen?» «Soll ich kündigen?» Vorbereitungen für die Pensionierung. Standortbestimmung. Aber auch Ortung von vernachlässigtem Potenzial.

Aber darüber hinaus geht es nicht? Gab es nie etwas Abenteuerlicheres?

Nee... Pfff...

Dann erfinden Sie halt etwas!

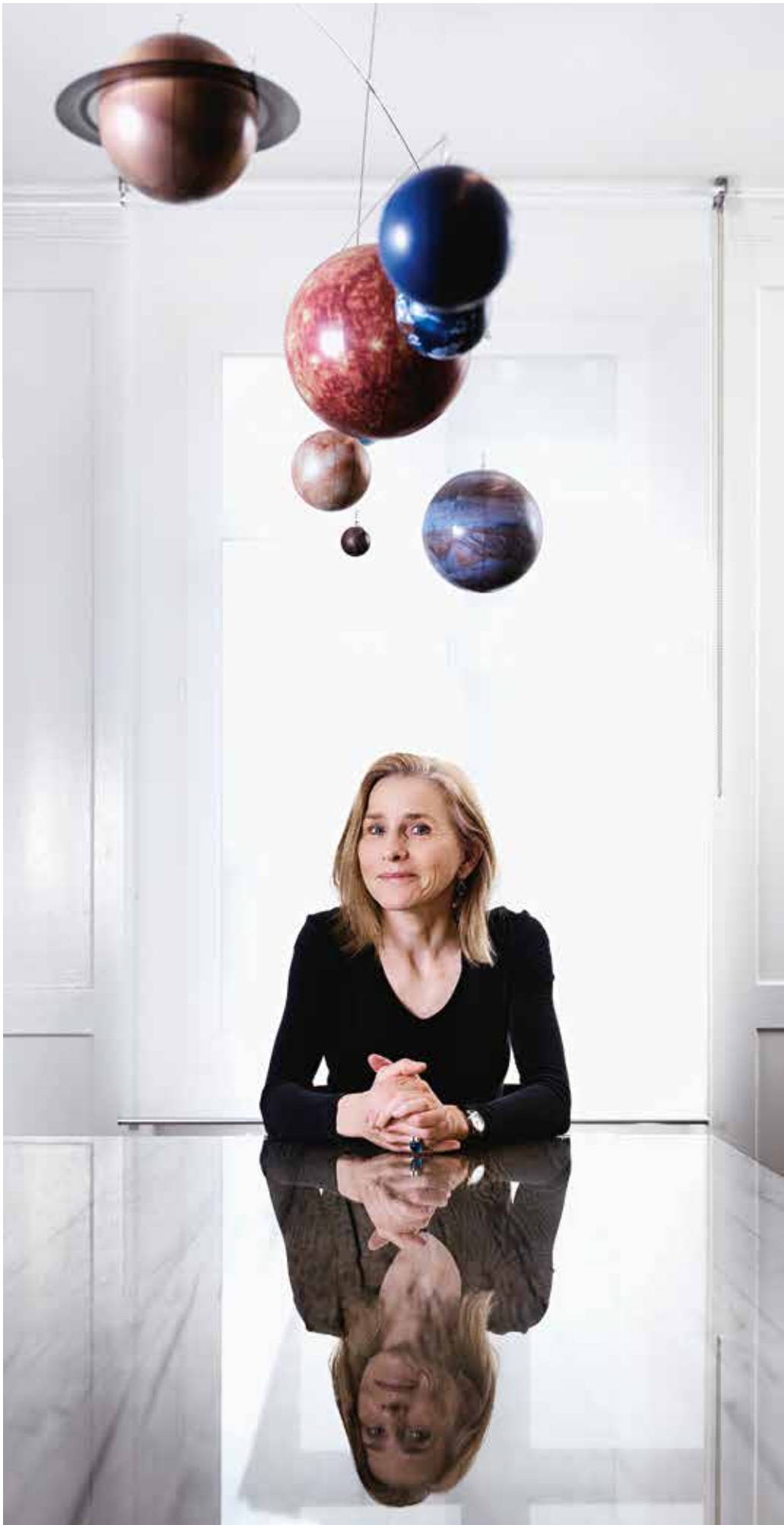
Nein, um Himmels willen! Es tut mir ja leid, dass ich Sie da enttäuschen muss, aber das ist genau das, was man mir oft sagt: Die Leute kommen zu mir, weil ich so normal bin.

Die Diskussion, ob Astrologie per se Humbug ist, haben wir uns bislang geschenkt.

Ich bin auch gar nicht interessiert daran, etwas zu beweisen.

Ein paar Beweise für die Zuverlässigkeit von astrologischen Prognosen wären zwar schon nicht schlecht.

Man erwartet ja immer von der Astrologie, dass man voraussagen kann, was passiert.



«Das Ganze ist ein laufender Prozess»: Monica Kissling alias Madame Etoile.

Aber das kann man einfach nicht. Und würde man das überhaupt wollen? Denn wenn man das könnte, würde das heissen, es ist alles schon vorherbestimmt, und wir spulen nur noch wie Marionetten ein Programm ab. Und das will ja niemand. Die Prognose ist eine Hypothese auf der Basis von planetarischen Zyklen – und das Geburtshoroskop nur die Ausgangssituation. Das Ganze ist ein laufender Prozess.

Wenn jeder schon wüsste, wie sein Leben verlaufen wird, könnte er es auch gleich bleiben lassen.

Wenn man das Leben ohne Erfahrung haben wollte, müsste man es nicht mehr leben.

Ein Vorteil von zu hundert Prozent richtigen Voraussagen wäre allerdings, dass man – wie es Philip K. Dick in «Minority Report» beschreibt – Verbrecher schon verhaften könnte, bevor sie das Delikt überhaupt begangen haben. Andererseits kann natürlich jeder Verbrecher seine Taten verteidigen, indem er sagt: «Ich kann und konnte gar nicht anders handeln – es ist so in meinem Geburtshoroskop angelegt. Ich bin nicht schuldig!»

Nein, nein, nein, nein! Es steht nicht in der Anlage: «Ich bin ein Verbrecher.» Es sind Stärken und Schwächen und Interessen

«Wenn ich einen Apfelkern habe, dann wird das kein Birnbaum.»

drin, und was man aus diesen Anlagen macht, die man eben mitbekommt, liegt in der eigenen Freiheit und der eigenen Verantwortung. Man kann immer das Beste oder das Schlechteste daraus machen. Wir sehen im Horoskop nicht, was jemand wird. **Jeder kann alles werden – was nützt einem da ein Horoskop?**

Nein, nicht alles. Das Horoskop ist wie der Samen einer Pflanze. Wenn ich einen Apfelkern habe, dann wird das kein Birnbaum. Im besten Fall wird das ein richtig schöner, voller Apfelbaum.

Das bringt mich zur letzten Frage: Wann wird Roger Köppel Bundesrat?

Das müsste ich noch untersuchen. Als Widder will Roger Köppel auf jeden Fall etwas bewegen. Für einen Bundesrat polarisiert er aber vielleicht zu sehr. Er hat einen «bösen» Merkur im Widder, will heissen: eine spitze Zunge.

Gion Mathias Cavelti ist Schriftsteller und Satiriker in Zürich.



Worte, die den Tod bedeuten: Stalin, Bucharin, Ordschonikidse und Rudzutak (v.l.) in Moskau, 1929.

Sozialismus

Stalins schwarzer Schatten

Die tragische Geschichte des Marxisten Nikolai Bucharin zeigt, wie die Kommunistische Partei der Sowjetunion auf dem Weg zum Paradies in die Hölle geriet.

Von René Zeyer

Deshalb umarme ich Dich in Gedanken. Lebe wohl für immer und behalte mich Unglückseligen nicht in schlechter Erinnerung.» Das schrieb Nikolai Bucharin, der «Liebling der Partei» (Zitat Lenins), aus seiner Todeszelle an Jossif Wissarionowitsch Stalin, «streng geheim und persönlich».

Bucharin (1888–1938) war, neben Lenin und Trotzki, der brillianteste Kopf der Bolschewiken. Berufsrevolutionär, Philosoph, marxistischer Theoretiker, Mitglied des leninschen Politbüros nach der Oktoberrevolution 1917, Chefredaktor der Parteizeitung *Prawda*, wortgewaltiger Führer der Kommunistischen Internationale, wichtigster Vordenker der stalinistischen Theorie zum Aufbau des Sozialismus in einem Land.

Laut der Anklageschrift im dritten Moskauer Schauprozess von 1938 wollte Bucharin mit zwanzig prominenten Mitangeklagten im

Auftrag ausländischer Spionagedienste den sozialistischen Staat stürzen, als faschistischer Söldner den Kapitalismus in der UdSSR einführen und bereitete dafür Terroranschläge vor. Unter Folter erpresste «Geständnisse» beschuldigten ihn, die Ermordung Lenins und Stalins geplant zu haben. Er wurde am 15. März 1938 erschossen, nachdem er hatte zusehen müssen, wie die anderen Verurteilten vor ihm hingerichtet worden waren.

«Dschingis Khan mit Telefon»

1924, nach dem Tod Lenins, bestand das oberste Führungsorgan der Partei, das Politbüro, aus sieben Mitgliedern. Fünf wurden während der Moskauer Prozesse von 1936 bis 1938 exekutiert, Trotzki im mexikanischen Exil 1940 von einem Agenten Stalins ermordet. Das zweithöchste Organ, das Zentralkomitee, hatte 1934 insgesamt 139 Mitglieder und Kandidaten, bis

1939 wurden 98 liquidiert. Übrig blieb nur der «Dschingis Khan mit Telefon», wie Bucharin den Diktator im vertraulichen Gespräch bezeichnete. Aber als Stalin den schon von seinen meisten Funktionen entkleideten Bucharin anlässlich der Revolutionsfeierlichkeiten im November 1936 neben sich auf die Tribüne des Lenin-Mausoleums bat, denn dort sei sein Platz, revanchierte sich Bucharin mit einem Poem, dessen letzte beiden Zeilen lauteten: «Und weise blickt in die Ferne, schaut mit wachsamen Auge/Auf die Heerscharen des Feindes der Grosse Stalin.»

In einer voluminösen politischen Biografie zeichnet Wladislaw Hedeler wohldokumentiert das Leben von «Stalins tragischem Opponenten» nach. Hedeler wurde 1953 als Sohn eines nach Sibirien verbannten deutschen Kommunisten in Tomsk geboren. Im Gegensatz zu Zehntausenden von Parteimitgliedern überleb-

ten Vater und Sohn Stalins Herrschaft, sie kehrten 1955 in die DDR zurück, wo Vater Hedeler rehabilitiert wurde und als Journalist arbeitete. Sein Sohn promovierte an der Humboldt-Universität von Ostberlin und ist heute ein international renommierter Forscher zur Geschichte des Kommunismus. Gelingt ihm eine Antwort auf eine der wichtigsten Fragen des 20. Jahrhunderts: Wie konnte es geschehen,

«Der Einzelne kann vernichtet werden, aber die Partei kann nicht vernichtet werden.»

dass sich die Partei der «tausend Augen» (Brecht), die Organisation gewordene Verkörperung der Vernunft, der Aufklärung, die allen fortschrittlichsten Erkenntnissen verpflichtete KPdSU dem Allmachtsanspruch eines mit eher bescheidenen intellektuellen Fähigkeiten ausgestatteten Diktators unterwarf?

«Der Einzelne kann vernichtet werden, aber die Partei kann nicht vernichtet werden», dichtete Bertolt Brecht in seinem «Lob der Partei». Im Falle Stalins war es umgekehrt. Auch Hedeler kann das nicht erklären. Aber er liefert eine Phänomenologie der subjektiven und objektiven Umstände (wie das ein Anhänger des dialektischen Materialismus bezeichnen würde); wie der Gang der Geschichte seinen Lauf nahm.

In den USA agitierte er mit Trotzki

Bis zur Oktoberrevolution von 1917 bestand das, was die mächtigste kommunistische Partei der Welt werden sollte, aus einer Handvoll Berufsrevolutionäre: von der zaristischen Geheimpolizei verfolgt und unterwandert, immer wieder nach Sibirien verbannt, von dort geflohen und als Exilanten quer durch Europa und hinaus in die Welt getrieben. Bucharin wurde nach seiner Teilnahme an der Februarrevolution von 1905 mehrfach verhaftet, verbannt, floh nach Deutschland, hielt sich in Wien auf, traf sich mit Lenin in Krakau, wurde in Linz verhaftet, in die Schweiz ausgewiesen, dann in Kopenhagen wieder verhaftet und reiste von Oslo 1916 in die USA, um dort zusammen mit Trotzki zu agitieren – während Lenin unter anderem an der Zürcher Spiegelgasse sein Quartier aufschlug. Bis dann alle auf abenteuerlichen Wegen, Bucharin via Japan, Lenin im plombierten Wagen durch Deutschland, im Frühling 1917 in Russland eintrafen.

Was sie alle in den vorrevolutionären Zeiten einte, war der unbedingte Wille, das Gedankengebäude von Marx und Engels als Analyse-methode auf die aktuellen Ereignisse anzuwenden. Das war aber nicht so einfach, da die Vordenker des Klassenkampfes in den sich entfesselnden Produktivkräften des Kapitalismus davon ausgegangen waren, dass die proletari-

sche Revolution als Voraussetzung für die Errichtung des Sozialismus in den am höchsten entwickelten Industriestaaten stattfinden müsste; niemals hatten sie an einen Aufstand im unterentwickelten, zaristischen Agrarstaat Russland gedacht.

Beim Entstehen dessen, was später als Marxismus-Leninismus bezeichnet wurde, kam es unter den wenigen Berufsrevolutionären zu ständigen Spaltungen: Es gab die Menschewiki um Plechanow, die Untergruppe der Liquidatoren, die Anhänger von Martow, die Bolschewiki mit den Anhängern Lenins, den Anhängern Trotzki, aber auch die Abberufler und Ultimatisten. Jeder kleinste Streit um die richtige Auslegung einer Anmerkung von Marx konnte zu einer neuen Spaltung führen – immer in der Furcht, dass durch eine Fehlinterpretation die Zukunft der Menschheit und ihr Weg in die paradiesischen Gefilde des Kommunismus in höchste Gefahr gerate: das erste letale Symptom für alles spätere Grauen.

Und dann gelang es Lenin mit einem Geniestreich («Gestern war es zu früh, morgen wäre es zu spät»), die Macht in Russland zu erobern. Aber was tun danach? Noch nach dem Triumph von 1917 war Bucharin überzeugt, «dass der endgültige Sieg der russischen Revolution ohne den Sieg der internationalen Revolution undenkbar ist». Oder sollte es doch denkbar sein, dass die UdSSR, wie sich Russland seit 1922 nannte, zwar von Kapitalisten und Imperialisten umzingelt, den «Aufbau des Sozialismus in einem Land» bewerkstelligt? «Ja, das ist möglich. Nicht nur möglich, sondern auch notwendig und unausbleiblich», dekretierte Stalin 1925.

Trotzki hatte alle Hände voll damit zu tun, die existenzbedrohenden militärischen Interventionen abzuwehren, Bucharin publizierte bis zur Erschöpfung, und keiner der Altbolschewiken rechnete damit, dass der zum Generalsekretär ernannte Stalin, dessen Abberufung Lenin in seinem politischen Testament angeregt hatte, schon drei Jahre später der unbeschränkte Alleinherrscher sein würde.

Rechtsabweichler, Linksabweichler, Spalter, Versöhnler, Konterrevolutionäre, Anhänger Trotzki, der 1929 ins Exil vertrieben worden war, jede Abweichung von der «Generallinie der Partei» würden den Aufbau des Sozialismus in einem Land gefährden. Und der Gralshüter des Erbes Lenins, der unfehlbare Führer war der Generalsekretär selbst. Eine Kritik an ihm wurde zur Kritik an der Unfehlbarkeit der Partei, damit zum tödlichen Verbrechen.

Erkenntnis in der Todeszelle

Der Genosse Stalin war davon überzeugt, dass sich nach der siegreichen Revolution auf dem Weg zum Sozialismus in einem Land die Klassenkämpfe immer mehr verschärfen würden, dass Konterrevolutionäre wie die Kulakenkategorie ausgemerzt werden müssten. Welche

Tollkühnheit von Bucharin, auf dem April-Plenum der KPdSU von 1929 zu widersprechen: «Nach dieser seltsamen Theorie würde es so sein, dass es, je weiter wir auf dem Wege der Entwicklung zum Sozialismus vorankommen, immer mehr Schwierigkeiten gibt [...] und dass wir, wenn wir dann am Tor zum Sozialismus stehen, offensichtlich entweder den Bürgerkrieg eröffnen oder hungers sterben und zugrunde gehen müssen.» Hellsichtige Worte, gleichzeitig sein Todesurteil.

Der unfehlbare Führer Stalin stürzte die UdSSR durch einen forcierten Aufbau der Schwerindustrie in eine schwere Krise und in Hungersnöte, die Hunderttausende von Menschenleben forderten. Er oktroyierte allen kommunistischen Parteien weltweit den Führungsanspruch der KPdSU auf und trieb sie in den Kampf gegen die «sozialfaschistischen» sozialdemokratischen Parteien, statt ihnen Volksfronten gegen den Hitler-Faschismus zu ermöglichen. Im Spanischen Bürgerkrieg kämpften moskautreue Kommunisten mit gleicher Energie gegen Anhänger Trotzki oder Anarchisten wie gegen den späteren Diktator Franco. Schlimmer noch, jede innerparteiliche Kritik von altgedienten Revolutionären wurde niedergebügelt; das seien alles Abtrünnige, die nicht aufhörten, «einen wütenden Kampf gegen die Generallinie der Partei zu führen».

Von 1936 bis 1938 brach dann in drei Schauprozessen das jüngste Gericht über alle Gegner Stalins herein. Zuerst gegen das «Terrorzentrum Trotzki–Sinowjew», dann gegen das «sowjetfeindliche trotzkistische Zentrum» und schliesslich gegen den «Block der Rechten und Trotzkiisten», unter ihnen Bucharin. Dazwischen wurden noch in einem nichtöffentlichen Prozess die Rotarmisten geköpft, bis zur Invasion Hitlerdeutschlands im Jahre 1941 wurden Tausende von Führungsoffizieren liquidiert.

Wie konnte Bucharin noch in der Todeszelle «Der Sozialismus und seine Kultur» sowie «Philosophische Arabesken. Dialektische Skizzen» schreiben? Zutiefst überzeugt von der Richtigkeit des Marxismus-Leninismus, niedergeschlagen von der Erkenntnis, dass die Partei doch immer recht hat, selbst wenn sie im Unrecht ist. 1988, zwei Jahre vor dem Zusammenbruch der UdSSR, wurde Bucharin rehabilitiert. Seine Witwe Anna Larina erlebte das noch. In ihren Memoiren beschreibt sie, wie sie lebenslang das Geräusch der raschelnenden Seiten verfolgte, nachdem Stalins Schergen nach Bucharins Verhaftung alle Bücher seiner Bibliothek durchforscht hatten, um dort konterrevolutionäres Gedankengut zu finden. Dabei war ihr Auftraggeber der grösste aller Konterrevolutionäre.

Wladislaw Hedeler: Nikolai Bucharin – Stalins tragischer Begleiter. Eine politische Biografie. Matthes & Seitz. 639 S., Fr. 51.–

Top 10

Knorr's Liste

1	A Hologram for the King	★★★★★
	Regie: Tom Tykwer	
2	Room	★★★★★
	Regie: Lenny Abrahamson	
3	The First Avenger: Civil War	★★★★☆
	Regie: Anthony Russo, Joe Russo	
4	Los Amantes de Caracas	★★★★☆
	Regie: Lorenzo Vigas	
5	Kollektivet	★★★★☆
	Regie: Thomas Vinterberg	
6	The Jungle Book	★★★★☆
	Regie: Jon Favreau	
7	Batman v Superman	★★★★☆
	Regie: Zack Snyder	
8	Zootopia	★★★★☆
	Regie: B. Howard/R. Moore/J. Bush	
9	Spotlight	★★★★☆
	Regie: Tom McCarthy	
10	Une famille à louer	★★★☆☆
	Regie: Jean-Pierre Améris	

Kinozuschauer

1 (1)	Captain America: Civil War (3-D)	18 421
	Regie: Anthony Russo, Joe Russo	
2 (-)	Bad Neighbors 2	12 456
	Regie: Nicholas Stoller	
3 (2)	The Jungle Book (3-D)	5951
	Regie: Jon Favreau	
4 (3)	How to Be Single	3427
	Regie: Christian Ditter	
5 (4)	A Hologram for the King	2507
	Regie: Tom Tykwer	
6 (5)	Zootopia	1785
	Regie: B. Howard / R. Moore / J. Bush	
7 (6)	The Boss	1412
	Regie: Ben Falcone	
8 (-)	En man som heter Ove	1246
	Regie: Hannes Holm	
9 (8)	Gods of Egypt (3-D)	1231
	Regie: Alex Proyas	
10 (7)	Kung Fu Panda 3 (3-D)	1106
	Regie: Alessandro Carloni, Jennifer Yuh	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Star Wars – Das Erwachen ... (Disney)
2 (-)	Bridge of Spies – Der Unterhändler (Fox)
3 (7)	Game of Thrones – Staffel 5 (Warner)
4 (2)	Heidi (Impuls)
5 (5)	Schellen-Ursli (Frenetic)
6 (3)	Die Tribute von Panem (Impuls)
7 (4)	Er ist wieder da (Rainbow)
8 (8)	007 Spectre (Fox)
9 (-)	Krampus (Universal)
10 (9)	Burnt – Im Rausch der Sterne (Ascot Elite)

Quelle: Media Control



Ewige Begehrlichkeiten: Harry (Ralph Fiennes) und Penelope (Dakota Johnson).

Kino

Es sprüht, plätschert, schäumt

«A Bigger Splash» ist Thriller, erotische Komödie und Hommage an den Maler David Hockney und den Alain-Delon-Romy-Schneider-Klassiker «La piscine». Von Wolfram Knorr

Über die Bilder des Malers David Hockney mäkelten Kritiker, sie seien zu «leicht», zu «unernst»; er sei der «Cliff Richard der Malerei». Mit verführerischer Gefälligkeit beleuchtete und beschattete er alles gleich. Seine Bilder, und ganz besonders seine populären Pool-Motive, sind Pop-Art. «A Bigger Splash» (1967), das berühmteste aus der Reihe, zeigt einen Wasserspritzer in einem Pool vor einer Bungalow-Fassade mit zwei Palmen. Es wirkt in seinem glasklaren kalifornischen Licht wie hingepustet, der weisse Spritzer im Blau des Wassers wie die Metapher hedonistischen Versprechens. Meer, Flüsse, Seen, Pools, in denen es strömt und flutet, sprüht und sprudelt, plätschert und schäumt, waren und sind im Film ein besonders beliebtes Kraftbild sinnlicher Begehrlichkeiten. Von Esther Williams' Wasser-Choreografien («Neptune's Daughter», 1949) über die verruchte Liebesszene am gischt-schäumenden Strand von Hawaii zwischen Burt Lancaster und Deborah Kerr in «From Here to Eternity» (1953) bis zu jenem legendären Swimmingpool-Thriller «La piscine» (1969), dem vor allem wegen der Affäre zwischen Alain Delon und Romy Schneider und wegen des undurchsichtigen Mordfalls am Delon-Bodyguard Markovic besondere Aufmerksamkeit zuteil wurde, potenziert Wasserseligkeit die erotische Brisanz – in «La piscine» ganz besonders.

Nun hat der Italiener Luca Guadagnino («I am Love») mit seinem Remake «A Bigger Splash» der Malerei und dem Film seine Reverenz erwiesen: David Hockney und seinem gleichnamigen Bild wie auch Jacques Derays «La piscine». Er fand das adäquate kristalline Licht dazu auf einer Insel bei Lampedusa. Die Rocksängerin Marianne (Tilda Swinton) und ihr Freund Paul (Matthias Schoenaerts) verbringen ihren Urlaub in rustikal-romantischem Ambiente. Marianne muss ihre Stimme schonen, kommuniziert fast stumm, und Paul ist ohnehin ein Stiller. Ihr intimes Glück spielt sich völlig entspannt am Pool ab – bis Mariannes Ex-Freund Harry (Ralph Fiennes) mit seiner Schnösel-Tochter Penelope (Dakota Johnson) jäh aufkreuzt. Mit der Rücksichtslosigkeit eines Kuckucks schmeisst sich Harry ins Kuschel-Nest der beiden und breitet sich schamlos aus.

Ähnlich dem Lustmotiv in David Hockneys «Peter Getting Out of Nick's Pool» (1966), tummelt sich Harry in Nachbars Garten, um die alte Liebe Marianne zu bezirzen. Aber ist sie beglückt über sein Erscheinen, über sein ausgelassenes Temperament? Harry bestimmt im Nullkommanichts über Küche und Pool und drückt Paul in die Muffel-Ecke. Penelope, am Pool zu cremiger Vollkommenheit geschliffen und geglättet, sich lolitahaft räkelnd, registriert mit provozierender Lüstertheit die sich langsam

verändernden Konstellationen. Animositäten, die immer aggressiver werden, ergreifen von Paul Besitz. Harry lockt sie aus ihm heraus wie ein Dompteur das Wild aus dem Käfig, und Marianne und Penelope verfolgen mit durchtriebener Gefälligkeit die Eskalation zwischen den Gockeln. Das ist zuweilen sehr komisch.

Ralph Fiennes als Harry, der gerne nackt in den Pool springt, ist mit seinem frivol-geilen Bussi-Grinsen ein Kotzbrocken von mokanter Brillanz. Tilda Swinton, die sich nur mit Körpersprache verständigt, sieht manchmal so aufgeglüht aus wie eine leere Pfanne auf einer Gasflamme – erfreut über Harry oder verärgert? Das Thriller-Kammerspiel in sengender Hitze und von spitz-grellen Lichtreflexen des Poolwassers durchblitzt, hat Suspense und viel Ironie und spielt lustvoll mit den ewigen Begehrlichkeiten, die keiner zugibt, die aber jeden beherrschen. ★★★★★☆

Weitere Premieren

The Man Who Knew Infinity – Biopic des legendären indischen Zahlengenies Srinivasa Ramanujan (Dev Patel), den der britische Matheprofessor G. H. Hardy (Jeremy Irons) 1913 nach Cambridge holte, obwohl er ihn zunächst für einen Betrüger hielt. Die wahre Geschichte eines Autodidakten und eines nüchternen britischen Akademikers handelt von einer ungewöhnlichen Freundschaft. Zwischen dem



Freundschaft: «The Man Who Knew Infinity».

Fragen Sie Knorr

Tom Hanks spielt in «A Hologram for the King» ja wieder den Durchschnitts-Ami. Hat er eigentlich jemals einen anderen Typen gespielt? A. L., *Liestal*



Zunächst mal gehört's zum Hollywood-Grundsatz, dass ein Mime oder eine Mimin einen bestimmten Typus zu verkörpern hat. Darauf fusst nun mal deren Popularität; mit anderen Worten, die Identifikationsofferte, mit der er oder sie ins Kino locken. Natürlich hat es dann einen besonderen Reiz, auch mal gegen das Image zu spielen. Ein Hanks-Vor-

britischen Skeptiker und Rationalisten und dem begnadeten Inder, der seinen göttlichen Intuitionen vertraut, gibt es schöne Konflikte und intelligente Dialoge. Unter Hardys Kollegen stiess der Inder natürlich auf vehemente Ablehnung. Die besten Szenen gelingen Matthew Brown denn auch in den Porträts blasierter Briten. Die Konflikte werden mit grossen Gefühlen umgesetzt, aber auch in sehr altväterlichem Stil. ★★★★★☆



Hingabe und Sinnlichkeit: «La belle saison».

La belle saison – Anfang der siebziger Jahre lässt sich die 23-jährige Bauerntochter Delphine (Izïa Higelin) von den Jugendrevolten mitreisen, verlässt den Hof, zieht nach Paris und gerät in den Einfluss der feministischen Bewegung. Dabei lernt sie die extrovertierte Carole (Cécile de France) kennen – und entbrennt in einer leidenschaftlichen Liebe zu ihr. Nach einem Schlaganfall ihres Vaters fühlt sich Delphine in der Verantwortung und kehrt auf den elterlichen Bauernhof in Begleitung ihrer Geliebten zurück. Sie fühlen sich allerdings bemüssigt, ihre lesbische Beziehung zu verbergen. Bald jedoch ahnt Delphines Mutter, dass ihre Tochter nicht bereit sein wird, einen jungen Mann aus der Gemeinde zu heiraten. Die Konflikte sind unausweichlich. Betörend an Catherine Corsinis Film sind Hingabe und Sinnlichkeit der beiden Hauptdarstellerinnen und das hinreisend eingefangene Lokalkolorit. ★★★★★☆

gänger, etwa James Stewart, hat das mit Regisseuren wie Alfred Hitchcock («Vertigo») oder Anthony Mann («The Naked Spur») fabelhaft praktiziert. Aber auch Hanks stellte sich Abgründen. In «Road to Perdition» (2002) wagte er es, einen abgebrühten Killer zu spielen. Aber in richtige seelische Abgründe hat er sich noch nicht gewagt. Einmal hätte er die Chance dazu gehabt: in «American Beauty». Er lehnte ab, und Kevin Spacey übernahm.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

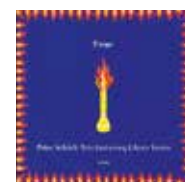
Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Viel Sein, keine Mache

Von Peter Rüedi

Erich Fromms Antithese «Haben oder Sein», die 1976 unter dem hamletischen Titel «To Have or to Be?» erschienene Lebensbilanz des 1980 in Muralto verstorbenen grossen Sozialpsychologen, habe ich in der Ästhetik immer auch als Gegensatz von «Machen oder Sein» verstanden. Zugegeben, eine unstatthafte Verkürzung von Fromms existenzieller Entscheidung zwischen Besitz und Sein. Aber ist nicht im übertragenen Sinn auch der Besitz von technischen Fähigkeiten, den ein virtuoses Kunstideal voraussetzt, ein «Kapital»? Zu solchen Grübeleien bringt mich mal wieder die Frage, was mich am Trompetenspiel des Innerschweizers Peter Schärli so bewegt. Es ist, anders als das von Chet Baker, nicht das brüchige Manifest eines tragischen Lebens. Schärli steht mit beiden Beinen in der Landschaft. Und doch liegt in diesem graden, fast vibrato- und scheinbar schmucklosen Trompeten-Ton eine existenzielle Qualität, etwas, das unmittelbar ans Herz greift. In diesem Klang, der mich immer an den von Trompetern wie Kenny Dorham, Booker Little und ganz besonders an den des grossen, verkanteten Johnny Coles erinnert, drückt sich ein «Sein» aus, ungeachtet dessen, was der Musiker improvisierend damit anfängt. Eine bei aller Kraft der lapidaren Parataxe melancholische Grundfarbe. Schärli's Vorliebe für brasilianische Musik, die auch grosse Teile seines neuen Albums «Purge» prägt, ist kein Zufall, so wenig wie seine langjährige Partnerschaft mit dem Posaunisten Glenn Ferris, seinem Wahlverwandten und Seelenbruder. Es ist bereits die fünfte Kooperation der beiden für das Münchner Label Enja, diesmal mit einem intimen, weil schlagzeuglosen Quartett, mit Schärli's altem Freund Thomas Dürst am Bass und dem ebenso subtilen wie konturierten Melodiker Hans-Peter Pfammatter am Piano. Lauter schöne Eigenkompositionen (vier von Schärli, je zwei von Ferris und Pfammatter, eine von Dürst). Tolle Pas de deux der beiden Bläser. Keinerlei aufgesetzte Dramatik, aber viel innere Spannung. Warme, menschenfreundliche, nirgends weichgezeichnete Musik. Viel Sein, keine Mache.



Peter Schärli Trio featuring Glenn Ferris: *Purge*. Enja 9740-2

Knie muss bleiben!

Die Konkurrenz auf dem Zürcher Sechseläutenplatz ist riesig – es wurde eine Initiative eingereicht. *Von Hildegard Schwaninger*



Weltsensation: Artisten aus Pjöngjang im Circus Knie.

Der Circus Knie steht wieder auf dem Sechseläutenplatz – die Freude ist gross. Das Programm sensationell! An der Premiere freute sich **Fredy Knie jun.** besonders über den Besuch des Opernhaus-Intendanten **Andreas Homoki**, der mit seiner Frau **Aurelia** erstmals den Circus Knie besuchte. Reichlich spät, wenn man bedenkt, dass er seit Herbst 2012 dem Opernhaus vorsteht, also drei Gastspiele seines Nachbarn verpasst hat, aber: lieber spät als nie. Homoki ging nach der Vorstellung zu Fredy Knie und gratulierte ihm überschwänglich, er zeigte sich restlos begeistert. Kunststück, nach einem so grossartigen Abend! Die Pferdennummern mit den mutigen, waghalsigen – und nebenbei noch superattraktiven – jungen Männern: Weltklasse! Die Akrobaten aus Nordkorea – Weltsensation! Der **Clown David**



Mike Müller, Fredy Knie, Heinz Spoerli.

Larible: zum Verlieben! Und die Familie Knie, die sich mit den Publikumslieblingen **Ivan Frédéric** und **Chanel Marie** in achter Generation zeigt: für viele Schweizer die wahren Royals, Ersatz für die Monarchie.

Die Anerkennung durch Andreas Homoki ist für Fredy Knie wichtig, denn der liebe Nachbar hat bisher über den Circus Knie vor allem gemotzt. Es stincke nach Tieren, LKW-Anhänger und Tierkot störten die Opernhaus-Besucher. Homoki wurde sogar vorstellig beim Stadtrat und wünschte ein Mitspracherecht bei der Sechseläutenplatz-Vermietung (es wurde abgelehnt).

Um den Sechseläutenplatz ist ein Kampf entbrannt, und der macht Fredy Knie grosse Sorgen. Beim Stadtrat wurde eine Initiative eingereicht, die verlangt, dass der Platz 300 Tage im Jahr frei bleiben muss und somit nur noch an 65 Tagen genutzt werden darf. Wie aber soll das gehen, wenn Street Parade, Züri-Fäscht, das Zurich Film Festival, Zirkusse, «Oper für alle»-Anlässe, Sechseläuten und Weihnachtsdorf hier ihre Zelte aufschlagen wollen? Da reichen 65 Tage nicht. Nun hofft Fredy Knie, dass der Stadtrat einen Gegenvorschlag bringt, der akzeptabel ist. Sonst kommt es zu einer Volksabstimmung.

Der Circus Knie bekommt – im Gegensatz zu dem, was viele denken – keinerlei Subventionen vom Staat. Der Circus Knie zahlt der Stadt

eine hohe Miete, wenn er am Bellevue gastiert: 10 Prozent der Einnahmen, das sind über eine halbe Million Franken in einem Monat.

Der Circus Knie gehört auf den Sechseläutenplatz! Der Zauber des Schweizer Nationalcircus entfaltet sich nirgendwo so wie am Bellevue, wo er seit bald hundert Jahren jeden Mai steht. Man will sich den Circus Knie beim Zürcher Gastspiel nicht in Dübendorf oder auf einem Areal in Kloten vorstellen, und das unfreiwillige Gastspiel auf der Landiwiese während der Sechseläutenplatz-Umgestaltung war weder für den Zirkus noch fürs Publikum gut. Es war eine finanziell schwierige Zeit, es fehlten die Spontanbesucher.

Der Knie und das Sechseläuten gehören auf den Sechseläutenplatz! Alles andere ist diskutabel. Das Filmfestival, bei allem Respekt vor **Nadja Schildknecht** und **Karl Spoerri**, funktioniert genauso gut, wenn es keinen Standplatz für Ticketverkauf und Pressekonferenzen auf dem Sechseläutenplatz hat. Die können auch am Hechtplatz oder in den Kinofoyers sein. Und Stars wie **Cate Blanchett**, **Christoph Waltz** und **Arnold Schwarzenegger** können auch ohne Sechseläutenplatz-Beanspruchung glamourös und publikumswirksam im Kino «Corso» oder «Piccadilly» einmarschieren. Das würde nichts ändern. Aber für den Knie, für den Zürich mit zirka 100 000 Besuchern pro Saison der wichtigste Standort ist, geht es an die Existenz.



Doris Knie, Maycol Errani, Géraldine Knie.

Der Weihnachtsmarkt auf dem Sechseläutenplatz mag vielen ans Herz gewachsen sein mit seiner Scheinromantik und Sentimentalität, mit funkelnden Lichtern den Kommerz camouffierend. Die Realität: Es riecht nach billigem Essen und ungesunden Rum-Getränken, und schön sind die tannengeschmückten Hütten auch nicht.

Fredy Knie muss Tag für Tag eine grosse Leistung erbringen, um mit seiner Familie und den Artisten auf höchstem Niveau das Publikum zu beglücken. Es ist zu hoffen, dass der Stadtrat eine Lösung findet, damit sich der Chef der Dynastie keine Sorgen mehr zu machen braucht um seine Existenz auf dem Sechseläutenplatz.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Glückszahl Zwei

Im ersten Teil erzählte Franziska Ferber, wie sie Abschied nehmen musste vom Wunsch, Mutter zu werden. Nun spricht die Paarberaterin von den Belastungen, denen die Betroffenen ausgesetzt sind.



Neue Lebensinhalte: Franziska Ferber.

Neues Leben: Ab einem gewissen Alter ist das Thema «Kinder bekommen» nahezu allgegenwärtig. Wenn Freunde problemlos schwanger werden, während man selbst Monat für Monat tiefste Enttäuschungen hinnehmen muss, verändern sich auch die Rückhaltsorte, die eine Freundschaft im bisherigen Leben geboten hat. Der Kinderwunsch reicht in alle Lebensbereiche hinein – man kann ihm kaum entkommen und findet somit kaum Momente der seelischen Entspannung. Irgendwann kommt der Punkt, an dem man sich mit dem bisher Unvorstellbaren auseinandersetzen muss: nie Kinder zu haben. Das ist schmerzhaft und psychisch sehr anspruchsvoll. Auch weil man neue Lebensinhalte und neue Erfüllung ausfindig machen muss, die den Wunsch nach Sinn, Aufgabe und Zugehörigkeit bedienen.

Paarungszeit: Auch die Partnerschaft verändert sich, wenn sich beide dem monatlichen Zyklus von Hoffnung, Versuchen und Enttäuschung anpassen. Zu Beginn der Partnerschaft hofft man auf ein unbeschwertes Leben. Je länger die Erfüllung des Kinderwunsches auf sich warten lässt und sich nun vieles weniger um Träume, sondern um die Nichtschwangerschaft dreht, desto schwieriger wird es. Dazu kommt, dass Frauen und Männer anders mit dieser Krise umgehen. Die Paarzeit wird mehr

und mehr zur Paarungszeit – und das ist für eine Partnerschaft nicht unbedingt gesund.

Prüfstand: Als Coach bemerke ich oft, dass die Frauen, die sich täglich mit ihrem Körper auseinandersetzen, ständig um den Kinderwunsch kreisen, während Männer dies oft abstrakter erleben, weil sie verständlicherweise nicht nachvollziehen können, wie es sich anfühlt, wenn die Brust zwickt und man den Eisprung spürt. Dennoch wollen die Männer ihre Frauen unterstützen, verlieren im Verlauf der Zeit und mit ansteigender Verzweiflung aber häufig den emotionalen Zugang zu ihrer Partnerin. Um damit besser umgehen zu können, braucht das Paar neue Regeln in der Kommunikation miteinander. Ich bin dabei häufig «Übersetzerin» und spiegle dem einen die Sichtweise und das Erleben des anderen. Viele Paare berichten mir, dass danach die Zweisamkeit grösser geworden sei und der emotionale Rückhalt vom Partner deutlich zugenommen habe. Das macht mich glücklich.

Das Leben in die Hand nehmen: Wenn ein Paar keine Kinder bekommt, muss es sich ein Leben ausserhalb der gesellschaftlichen Norm und der gesellschaftlichen Erwartungen aufbauen. Entscheidungen müssen bewusst gefällt werden. Beim Job zum Beispiel liefert die Schwangerschaft keinen legitimen Grund dafür, aus der ungeliebten Tätigkeit auszusteigen. Und die Frage eines Hauskaufs ergibt sich auch nicht durch den Fakt, dass das bisherige Zuhause mit einem Kind zu klein geworden ist. Für die Betroffenen ist es nicht leicht, diese Neugestaltung des Lebens aktiv in die Hand zu nehmen.

Was man hat: Mein eigenes Beispiel zeigt, dass ein Leben ohne Kinder ganz wunderbar sein kann. Aber es war ein langer, steiniger und tränenreicher Weg. Als mein Mann und ich uns vom Kinderwunsch verabschieden mussten, waren wir orientierungslos, und es hat Jahre gedauert, bis wir zufrieden und glücklich unser Schicksal akzeptieren und unser Leben nach unserem Gusto gestalten konnten. Heute sehen wir auf das, was wir haben – und nicht auf das, was uns fehlt.

Franziska Ferber: Unsere Glückszahl ist die Zwei. Edén Books. 240 S., Fr. 21.90
www.kindersehnsucht.de
Protokoll: Franziska K. Müller

Himmelfahrten

Von Andreas Thiel —
Abkürzungen ins Paradies.

Atheist: Ihr armen Hindus werdet tatsächlich ständig wiedergeboren?

Hindu: Diese Erde ist zwar schlechter als das Paradies, aber besser als die Hölle.

Katholik: Die Hölle kann vermieden werden, indem man bereit, beichtet, Busse tut oder sich von seinen Sünden freikauf.

Protestant: Es gibt Abkürzungen ins Paradies?

Hindu: Und ob es die gibt. Wenn deine sterbliche Hülle in Benares verbrannt und in den Ganges geworfen wird, überspringst du sämtliche Reinkarnationsstufen und kommst direkt ins Nirwana.

Katholik: Funktioniert das auch ohne Kremation?

Hindu: Nur falls du während der Schwangerschaft oder am Biss einer Kobra gestorben bist. Dann musst du nicht mehr durchs Feuer, sondern nur noch durchs Wasser, um ins Nirwana zu kommen.

Atheist: Das mit der Kobra lässt sich arrangieren.

Katholik: Kann ich mich auch in Rom in den Tiber werfen lassen?

Buddhist: Du kannst die Wiedergeburt auch nach dem Tod noch abwenden.

Hindu: Wie denn?

Buddhist: Sobald dein verstorbener Geist von der nächsten Gebärmutter angezogen wird, meditierst du über die Transparenz der klaren Leere in der ultimativen Wahrnehmungslosigkeit des leuchtenden Nichts. Dann prallt dein Geist von der Gebärmutter ab und geht ins Nirwana ein.

Protestant: Und wo kann man bei euch Katholiken einzahlen?

Klimaforscher: Wenn du dein Geld dem Weltklimarat gibst, an ihn glaubst und seine Prophezeiungen nicht anzweifelst, dann schaffen wir dir ein Paradies auf Erden.

Muslim: Bei uns läuft das ähnlich. Wer Mohammeds Worte nicht hinterfragt, kommt ins Paradies.

Atheist: Wie kommt man als Jude ins Paradies?

Jude: Dazu habe ich allein schon fünf verschiedene Meinungen. Was brauche ich mehr, um ins Paradies zu kommen?



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Days of Wine and Rosés

Von Peter Ruedi



Wo's um Wein geht, sind Vorurteile im Spiel. Individuelle Vorlieben, Marotten, Vorbehalte, die keiner ernsthaften Prüfung standhalten und an denen wir dennoch festhalten wie blinde Verliebte. Nicht ohne Grund, ist doch so etwas wie «objektiver Weingenuss» pure Fiktion. Was seine Präferenzen angeht, ist kein Weintrinker erklärungs-pflichtig. Wäre ja noch schöner, müsste ich mich bei der Bestellung eines Amarone entschuldigen, nur weil bei meinen Spezis gerade schwere, süsse und alkoholreiche Weine out sind. Auch bei den Weinen gibt es welche, die es ins Journal des Luxus und der Moden schaffen, und andere, denen gelingt das aus irgendwelchen Gründen nicht. Nehmen wir nur die Rosés, um auf eine meiner Idiosynkrasien zu kommen. Natürlich gab und gibt es auf diesem weiten Feld jede Menge Schrott, Weine, denen alles zartrosa Eingefärbte einen Ruch des Banalen verdankt. Dazu gehört auch ein gewisser trojanischer Effekt: dass Rosés so etwas seien wie verkleidete Rotweine (aus deren Bereitung die besseren davon ja auch entstehen, durch die Saignée-Methode, bei der nach kurzer Standzeit an der roten Maische ein Quantum des Traubensafts abgezogen wird, um dem Roten zu mehr Konzentration zu verhelfen). Sowie der Irrtum, Rosés seien leichte Weine (was sie zum beliebten Vehikel schändlicher Verführer macht). Der Rosé der provenzalischen Produzentin Patricia Ortelli – ihr kleiner, aber feiner Betrieb Château La Calisse liegt in der Appellation Coteaux Varois en Provence – ist geeignet, beides zu korrigieren. Mit seinem zarten Altrosa nimmt er sich fast aus wie ein Weissler, bringt aber ein Alkoholprozent mehr auf die Waage als die Syrah-Cabernet-Cuvée aus dem gleichen Haus. Vor allem ist er ein ungemein eleganter, substanzieller, vibrierender Wein mit toller Säure: das Gegenteil von all den drosselnden Vulgaritäten, die uns den Genuss des «Rosé de Provence» oder «Rosé d'Anjou» verleiden. Grosse Klasse aus einem grossen Jahr. Muss auch ein Rosé-Skeptiker wie ich einräumen.

Château La Calisse Coteaux Varois en Provence rosé 2015. 14,5%. Weinhandlung am Küferweg, Seon. Fr. 24.–. www.kueferweg.ch

Nordisch locker

Im «Relæ» in Kopenhagen wird moderne Küche in unkomplizierter Atmosphäre serviert. Von David Schnapp



Zwei Zutaten reichen für ein aussergewöhnliches Gericht: Christian Puglisi, «Relæ», Nørrebro.

Nørrebro in der dänischen Hauptstadt Kopenhagen ist ein gepflegtes Wohnquartier, in dem sich kleine Design-Läden mit dänischen Produkten an lässige Restaurants reihen. Und seit der nordischen Food-Revolution, die um 2004 losging, wird in den Restaurants natürlich mit Stolz eine möglichst regionale Küche serviert.

Eine gute Adresse dafür in Nørrebro ist das «Relæ» des Italo-Dänen Christian Puglisi. Man sitzt an simplen Holztischen, blickt auf die offene Küche, in der eine tätowierte Multi-kulti-Mannschaft Gerichte zubereitet, die ergreifend schlicht, aber überraschend und geschmacklich bestechend wirken. Das Menü entsteht fast täglich neu, die Zutaten kommen aus biologischem Anbau, wobei Puglisi vom bisweilen dogmatischen nordischen Prinzip mit einer gewissen Lockerheit abweicht. Zutaten wie Zitronen oder Olivenöl aus der alten Heimat sind ebenso selbstverständlich wie hiesiges Wurzelgemüse.

Ungewöhnlich und unvergesslich

Als Muntermacher für den Mund beginnt das Menü mit einem Buchweizenpfannkuchen, gefüllt mit einer Pistaziencreme, erfrischender Minze und Spinat. Nun gibt es Brot, das nicht als blosse Sättigungsbeilage gereicht wird, sondern einen eigenen Auftritt hat. Den hat die knusprig-feuchte Sauerteigköstlich-

keit auch verdient. Und dann also Wurzelgemüse: verschiedene Randensorten, in dünne Scheiben geschnitten und so gegart, dass sie noch einen schönen Biss haben. Darunter liegt ein Püree aus fermentierten Äpfeln mit einem säuerlichen Apfelweingeschmack, der mit Apfelessig und Salzflöcken noch verstärkt wird. Zwei Zutaten reichen für ein aussergewöhnliches Gericht.

Ungewöhnlich, aber auch unvergesslich ist eine gebackene und angeröstete Zwiebel, deren komplexe Süsse mit eingemachten Holunderblüten und einer gewissermassen lebenden Sauerteigsauce erweitert wird, die mit Hefenoten und Fermentationssäure das Spektrum überraschend erweitert. Die nordische Küche mag manchmal etwas an Überoriginalität leiden, aber im «Relæ» scheint es selbst dann Sinn zu machen, wenn es zur Zitronentarte ein Rahmholzkohleis gibt, dessen rauchig-herbe Note perfekt zum süsssauren Rest des Desserts passt. Am Ende habe ich 130 Franken für sieben Gänge, Käse, Saft, Wasser, Kaffee bezahlt und finde, das habe sich richtig gelohnt.

Restaurant Relæ, Jægersborggade 41, 2200 Kopenhagen. Tel. +45 3696 6609. Sonntags und montags geschlossen.

Ausführliche Besprechung des Menüs auf www.dasfilet.ch



Auto

Der Fernfahrer

Taugt das «Auto des Jahres 2016» auch als Langstreckenfahrzeug?
Ein Italienbesuch im Opel Astra. Von David Schnapp

Italien ist für den Auto fahrenden Besucher, der aus der Strassenverkehrsordnung nicht bloss einen allgemeinen Vorschlagscharakter ableitet, sondern darin eine gewisse Verbindlichkeit sieht, jedes Mal eine Herausforderung. Es geht auf italienischen Autobahnen lebhaft zu, um es vorsichtig zu formulieren. Entspanntes Dahingondeln ist sogar auf der A1 zwischen Zürich und Bern eher möglich als auf der Tangenziale Ovest zwischen Mailand und Bologna,

wo der Verkehr ebenso dicht wie unruhig ist. Also widmet man der Strasse grösstmögliche Aufmerksamkeit, hat beide Hände fest am Lenkrad und versucht, in den Alltagswettkämpfen von meist untermotorisierten Egos möglichst eine Nebenrolle einzunehmen.

In solchen Situationen versteht man, warum manche Assistenzsysteme sinnvoll sind. Ich fuhr nach Bologna und sass im neuen Opel Astra, der vor wenigen Monaten zum «Auto des Jahres 2016» gewählt worden war. So ein Kompaktwagen ist nicht zwingend die erste Wahl für entspannte Langstreckenreisen. Aber der Astra erwies sich als sehr geeigneter «Fernfahrer». Nicht zuletzt wegen seiner umfangreichen Assistenz- und Komfortausrüstung. Mein Testwagen erkannte Verkehrsschilder, korrigierte unerwünschtes Abweichen von der Spur, warnte vor plötzlich auftauchenden Cinquecentos im toten Winkel, und falls wieder einer unerwartet auf die Bremsen hätte steigen müssen, wäre im Notfall ein Kollisionswarnsystem eingesprungen.

Opel Astra Dynamic 1.6

Leistung: 200 PS / 147 kW,
Hubraum: 1598 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 235 km/h
Preis: Fr. 31 000.–, Testauto: Fr. 34 220.–



Auf der Komfortseite sprechen für den Astra die klimatisierten Sitze mit Massagefunktion und vor allem das hervorragende Entertainment- und Navigationssystem, das zu den besten gehört, die ich in letzter Zeit in einem Auto vorgefunden habe. Von der tadellos funktionierenden Spracherkennung über das Kartenmaterial bis zum kinderleichten iPhone-Anschluss via «Apple Carplay» funktioniert hier alles.

Handschaltung, wozu?

Mein Testwagen war mit dem stärksten Benzinaggregat motorisiert, das für den Astra angeboten wird: 200 PS können aus dem 1,6-Liter-Turbomotor mobilisiert werden, was jederzeit ausreichend ist und am Ende trotz vieler, schneller Autobahnkilometer mit einem Verbrauch von 7,2 Litern/100 Kilometer eine ausgezeichnete Bilanz ergab. Jetzt aber noch eine Grundsatfrage: Den Astra mit 200 PS gibt es nur mit 6-Gang-Handschaltgetriebe. Das ist okay, auch wenn die Schaltung etwas knackiger sein könnte und die Schaltwege etwas kürzer sein dürften; aber eigentlich will ich gar nicht schalten. Wozu auch? Das ist unterhaltsam, wenn man einen Pass hochhetzt, aber das macht man meistens nicht, sondern steht im Stop-and-go-Verkehr, und da macht der Schaltknüppel keine Freude, eine moderne Automatik wäre komfortabler. Mehr habe ich nicht auszusetzen: Der Opel Astra ist ein würdiges «Auto des Jahres».



«Was das für eine Kraft hat»: Musiker Sway, 36.

MvH trifft

Marc Sway

Von Mark van Huisseling — Als Musiker ist er virtuos, als Mensch nett – oder bloss nicht greifbar?

Ich bin positiv überrascht, dass du für unser Gespräch zur Verfügung stehst – «Ein Jahr lang nur für seine Liebsten da», stand in der *Glückspost* vom 18. Februar, «er nimmt sich eine Auszeit.» – «Das ist nicht ganz richtig, ich habe letztes Jahr zwei Monate Ferien gemacht. Und zwar mit einem Bildungsauftrag: Ich wollte meinen Kindern meine zweite Heimat zeigen, wir sind nach Brasilien gereist. Und dann habe ich mich in der Schweiz ein bisschen zurückgezogen, sofern das geht, einfach zum Schreiben, ich hab mir noch nie so viel Zeit genommen zum Songschreiben. Und bin wieder, es ist mein sechstes Album, zur Erkenntnis gekommen: *It's the song*, der Song ist das Wichtigste überhaupt.» – «Also kein Jahr Ferien, sondern eine Zeitungsentente?» – «Eigentlich sind wir nicht weit davon entfernt, aber man darf es nicht «Ferien» nennen, man muss es «Klausur» nennen oder «Sabbatical.» – «Muss man sich leisten können, als Familienvater ...» – «Ich kalkulier' natürlich so,

es ist wie in der biblischen Geschichte: Du hast ein paar fette Jahre und ein paar magere, das musst du von Anfang an ins Budget nehmen.»

Marc Sway, 36, geboren Stefan Marc Bachofen, ist ein Schweizer Musiker aus Männedorf; seine Mutter kommt aus Brasilien, der Vater ist Schweizer. In den vergangenen dreizehn Jahren hat er fünf Popalben mit Soul-, Funk- und Latin-Einflüssen aufgenommen, drei davon belegten Plätze in den Top Ten der Schweizer Charts, das sechste ist für kommendes Jahr geplant. Er ist aber nicht bloss ein *recording artist*, sondern auch ein *performing artist* – er tritt regelmässig in der ganzen Schweiz auf. Einer breiten Öffentlichkeit bekannt wurde er wohl vor drei Jahren als Juror der Castingshow «The Voice of Switzerland», die vom Schweizer Fernsehen ausgestrahlt wurde. Sway ist verheiratet und lebt mit seiner Frau und den zwei kleinen Kindern bei Zürich; er und ich sind ein bisschen miteinander bekannt.

«Du machst im Grunde internationale Popmusik; wäre es geschäftlich nicht gescheiter, Schweizer Musik zu produzieren?» – «Du magst nicht unrecht haben, ich denke, dass man in unserem Land einen grossen Nachteil hat, wenn man englisch singt: Ein Grossteil der Menschen hat keinen Zugang zum Text. Das gibt zwar niemand zu, aber es gibt viele Menschen da draussen, die nicht genau wissen, wer oder was dieser «Sale» ist, der im Frühling und Herbst immer an den Schaufenstern angeschrieben ist ... Mit «Hemmigslos liebe» [Lied von ihm, das er mit Fabienne Louves aufgenommen hat; war 39 Wochen in den Charts, davon eine Woche auf Platz 7] hab ich zum ersten Mal die Situation gehabt, dass die Leute mich verstanden haben, und ich hab gemerkt, was das für eine Kraft hat. Auf der einen Seite kann ich mir vorstellen, dass ich mehr Platten verkauft hätte, wenn ich mehr Mundartsongs gemacht hätte – ich kenn' ja die Zahlen. Auf der anderen Seite ist es so, dass ich immer wieder die Möglichkeit hab, im Ausland und für das Ausland zu spielen, und das fällt weg als Mundartkünstler.»

«Von deinen Eckdaten her – jüngerer Mann, Musiker, Halbbrasilianer – erwartet man einen eher unstrukturierten, unzuverlässigen Zeitgenossen. Aber du bist ein gutorganisierter, aufrechter Familienvater ...» – «Passt nicht ganz ins Klischee, aber ich hab rausgefunden, dass Organisation mir Ruhe gibt. Umso chaotischer es ist in meinem Kopf, umso strukturierter versuch' ich, alles darum herum zu organisieren. Und, *gäll*, es ist vielleicht auch die Situation, wie ich aufgewachsen bin, mit einem brasilianischen Mami: Man ist in einem fremden Land und will nicht auffallen, ist angepasster als die meisten Schweizer und nimmt sich gewisse Freiheiten eben nicht heraus.» – «Bist du so, wie man dich wahrnimmt – freundlich, anständig und pflichtbewusst –, oder tust du nur so?» – «Nein, aber ich bin natürlich auf der Bühne der Extrovertiertere als daheim. Ich hab durchaus auch eine zurückhaltende und schüchterne Seite, das gibt's. Und ich denke, glaub' ich, über mehr Sachen nach, als man das vom Entertainer Marc Sway meint.» – «Hast du dich in der Unterhaltungsbranche durchgesetzt mit immer nur nett sein?» – «Ich bin Perfektionist, und es wird je länger, je schwieriger; Perfektion wird mit zunehmender Erfahrung immer anstrengender: Das ist wahrscheinlich meine mühsame Seite. Aber es ist auch das, was man einem Menschen verzeiht, weil es um die Sache geht. Ich kann definieren, warum ich mühsam bin. Vielleicht ist das auch mein Erfolgsrezept.» – «Was wirst du als Nächstes tun?» – «Ich darf noch einmal in der Ray-Charles-Tribute-Veranstaltung auftreten [17. Mai, im Theater Rigiblick].»

Sein liebstes Restaurant: Stefs Freieck, Wildbachstrasse 42, Zürich. Tel. 044 380 40 11

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17		18			
19						20								
			21								22			
23		24						25						
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35				36				37		38
39							40					41		
				42						43				
	44							45				46		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Sie sammelt viel und verteilt's dann weiter.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Vielleicht keine weissen, dafür Westen wie im Wilden Westen. 5 Stehendes Gut: kennen Segler gut. 11 Die Frage aller Fragen. 12 Wo ein Fuss ist ein Mass, wusste Ceasar. 13 In Sorge sein: weist darauf hin. 16 Ganz schön rabiat, wenn's denn wirklich so ist. 19 Schaft: womit er zum Merkmal wird. 20 Da kann man schon auch von Stumpfsinn sprechen. 21 Er steht für Kraft, tierische wie himmlische. 22 Keine Legende, aber ansatzweise ein Märchen. 23 Keine Tags ohne ihn. 25 Sidi-Arif-Moschee: dort zu bewundern. 26 Den Anfang ans Ende, und schon ähnelt es einem Schuft. 27 Der Gruss beinhaltet bei Arabern Friede. 28 Aufs Ganze gesehen kann er gross wie klein sein. 30 Eine Art Geheimnis, aber durchaus zu lüften. 32 Zu ihm sich äussern heisst Abschied nehmen. 34 Mit der vorgegebenen Richtung ist man dann drin. 35 Hilfreich, die Bedienung mit einem s und ihr im Schlepptau. 39 Steht für Weltspitze in Sachen Essen aller Art. 40 War für Nietzsche Schamteil der menschlichen Seele. 41 Die gesetzliche Einheit betrifft Grundstücke. 42 Der Ton, der wie zum Hohn eine Antwort gibt. 43 *Dirae*, nannte der Dichter seine antiken Verwünschungen. 44 Es herrscht weltweit variantenreich. 45 Wässriges Sehen ohne Zentrum. 46 Eine Schlange? Nein, ein räuberischer Knochenfisch.

Senkrecht — 1 Manche haben sie bereits, manche geben sie weiter. 2 Was Briten denken, wenn es wirklich lange dauert. 3 Musikerduo aus den USA: ... One Pilots. 4 Diego und Remo, so dann richtig städtisch. 5 Wir erleben es immer wieder bei Menschen: schlimm, wenn er böse ist. 6 Es reagiert basisch. 7 Bei ihm weiss man, dass es nach draussen geht. 8 Zuwendung auch ohne Zuneigung. 9 Seine aussergewöhnliche Kraft schafft schier Unmögliches. 10 Rötliche Felsen mit Blick auf die Cotes d'Azur. 14 Die unglaubliche Reise in einem verrückten Flugzeug: ganz original. 15 So gesehen dürfen wir es als vollständig bezeichnen. 17 Früher liess sie ganz schön Dampf ab, jedoch in geordneten Bahnen. 18 Sie kommen aus der gleichen Familie wie Kartoffeln oder Auberginen. 20 Ein guter Leiter: fest aber trotzdem biegsam. 23 Er könnte von Richard Thompson sein. 24 Man denkt da an Elefanten oder Schnecke. 25 Eric und seine tänzerische Parade. 27 Stoiker, Politiker, Berater von Nero. 29 Fluggesellschaft, die einem spanisch vorkommt. 31 Ortsname, Zigarettenmarke, israelische Metal-Band. 33 Was mit Konrad begann, ist heute eine sprachliche Instanz. 36 Das Buch im Buch Mormon. 37 Klingt blöd, ist aber eine singende Lady. 38 Für Schweizer ein Trumpf, so man es hat.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 466

	M	O	U	S	S	A	K	A		F	A	S	S	
D	A	S		U	E	B	E	R	E	I	L	T		A
A	S	S	I	S	T	E	N	T		S	T	U	C	K
M	O	I		T	O	R	T	E	N	H	E	B	E	R
M		A	B	E	N	D		M			R	E	N	O
A	R	C	O	N		E	D	I	S	O	N		T	
R	E	H	E		G	E	I	S	T		A	M	I	E
	N		D	I	A	N	A		A	K	T	E		V
A	T	T	E	S	T		P	O	R	R	I	D	G	E
U	R	E	N	K	E	L	I	N		A	V	I	O	N
S	E	T		R			R	A	P	S		U	L	T
G	R	E	N	A	D	A		N		S	A	M	O	S

Waagrecht — 1 MOUSSAKA 8 FASS 11 DAS 12 UEBEREILT 14 ASSISTENT (kurz auch Ass genannt) 15 STUCK 17 MOI (franz. f. ich) 18 TORNHEBER 19 ABEND 21 RENO (oben genannt: Filmtitel) 22 ARCON 24 EDISON 27 REHE (gehören zur Unterfamilie der Trughirsche) 28 GEIST 29 AMIE (franz. f. Freundin) 32 DIANA 34 AKTE 36 ATTEST 38 PORRIDGE 41 URENKELIN 42 AVION (franz. f. Flugzeug) 43 SET 44 RAPS 45 (K-) ULT 46 GRENADA 47 SAMOS

Senkrecht — 1 MASO (Omas) 2 OSSIACH 3 SUS-TEN 4 SETON (notes, franz., f. Noten) 5 ABERDEEN 6 KENT 7 ARTEMIS (griech. Göttin der Jagd und des Waldes) 8 FISH (and Chips) 9 ALTERNATIV 10 STUBE 11 DAMMAR 13 AKRO (-batik) 16 CENTI 20 BOEDEN 23 RENTRER (franz. f. nach Hause gehen) 25 DIAPIR 26 STAR (Rast) 28 GATE 30 MEDIUM 31 EVENTS 33 ISKRA (oben: Buchstaben des Alphabets) 35 KRASS 36 AUSG (-ang) 37 TETE (de Moine, franz. f. Mönchskopf, Käsesorte) 39 ONAN 40 GOLO

Lösungswort — **STREITIGKEIT**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

LEXUS RX: UNSER MEISTERSTÜCK ERLEBEN.



Alles spricht für den neuen Lexus RX 450h, die perfekte Verbindung von Luxus, Innovation und Design:

- **313 PS** Leistung, **5,2 l/100 km** Verbrauch, **120 g/km CO₂**, Energieeffizienz **Kategorie B**
- Innovativer **E-FOUR-Allradantrieb**, luxuriöseste **Vollausstattung**, Bestnote im **Euro NCAP** Test
- **Lexus Premium Free Service** 10 Jahre/100'000 km, **ab CHF 69'900.-**, auch als RX 200t erhältlich.*

ENTDECKEN SIE DAS RX ERLEBNIS JETZT AUF EINER
PROBEFAHRT ODER UNTER LEXUS.CH

THE NEW
RX


LEXUS
NO.1 PREMIUM HYBRID

* NEW RX 450h (3,5-Liter-Vollhybrid, E-FOUR-AWD, 5-türig) ab CHF 69'900.-. Leasingrate monatlich CHF 48790. Ø Verbrauch 5,2 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 120 g/km, Energieeffizienz-Kategorie B. NEW RX 200t impression (2,0-Liter-Turbo-Benziner, AWD, 5-türig) ab CHF 62'600.-. Leasingrate monatlich CHF 43600. Ø Verbrauch 7,9 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 184 g/km, Energieeffizienz-Kategorie F. Abgebildetes Fahrzeug: NEW RX 450h F SPORT (3,5-Liter-Vollhybrid, E-FOUR-AWD, 5-türig) ab CHF 85'900.-. Leasingrate monatlich CHF 598.60. Ø Verbrauch 5,5 l/100 km, Ø CO₂-Emissionen 127 g/km, Energieeffizienz-Kategorie B. Die angegebenen Preise sind empfohlene Netto-Verkaufspreise inkl. MwSt. Sonderzahlung 35% vom Nettopreis. 48 Monate, 10'000 km/Jahr. Eff. Jahreszins: 3,97%. Kautions 5% des Finanzierungsbetrags. Restwert gemäss Richtlinien der Multilease AG. Vollkasko obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zur Überschuldung des Konsumenten führt. Lexus Cash-Bonus und Lexus Premium-Leasing gültig für Vertragsabschlüsse bis 31. Mai 2016 oder bis auf Widerruf. Kraftstoffverbrauch gemessen nach den Vorschriften der Richtlinie 715/2007/EG. Durchschnittswert CO₂-Emissionen aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 139 g/km. Lexus Premium Free Service beinhaltet kostenlose Servicearbeiten bis 10 Jahre oder 100'000 km (es gilt das zuerst Erreichte) inkl. Gratisersatzwagen zur Sicherstellung der Mobilität.